1,70 DM / Band 369
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Grauen aus dem Bleisarg

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Das Grauen aus dem Bleisarg

John Sinclair Nr. 369

von Jason Dark

erschienen am 30.07.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Grauen aus dem Bleisarg

»Sie müssen noch einen Moment warten, Lady, ich bin gleich zurück.« Die Stimme war nur ein Flüstern in der Finsternis, und die Schritte entfernten sich, wurden leiser und verstummten bald völlig.

Lady Thelma Lockhead blieb allein in der Dunkelheit stehen, die sie wie ein dichter Sack umgab.

Bisher hatte es ihr nichts ausgemacht, dem Mann zu vertrauen, nun aber war es für sie gefährlich geworden, denn in den alten Grüften sollte es spuken, wie man ihr versichert hatte. Sie hatte zuerst nicht daran glauben wollen, doch jetzt sah sie es anders.

Spuk in den Grüften! Grauen in den Gräbern! Daran musste sie denken, während sie vergeblich versuchte, in der Dunkelheit etwas zu erkennen.

Da malte sich nichts, aber auch gar nichts ab, und von ihrem Begleiter war auch nichts zu hören.

Lady Thelma gehörte zu den Menschen, die man nicht gerade als überängstlich bezeichnen konnte. Ihr Selbstvertrauen kehrte auch in dieser alten stockdunklen Gruft wieder zurück, und sie ging einige Schritte zur Seite, um sofort erschreckt stehen zu bleiben, denn etwas hatte ihr Gesicht berührt.

Ein Hauch nur, mehr nicht. Wie feine Finger hatte es die Haut gestreichelt, und Lady Thelma schüttelte sich, bevor sie das Fremde zu packen versuchte.

Sie spürte etwas zwischen den Fingern. Dünn, dennoch irgendwie zäh. Das waren Spinnweben!

Lady Thelma schüttelte sich. »Verdammter Mist!« sagte sie und dachte im nächsten Augenblick anders darüber, denn Spinnweben gehörten eigentlich in eine alte Gruft.

Lady Thelma war vor kurzem sechzig Jahre alt geworden, und sie hatte sich immer sehr gut inmitten einer Männergesellschaft durchs Leben geschlagen. Das wollte sie auch jetzt beibehalten, und da ging es ihr vor allen Dingen um ein Problem.

Die Lady sah nicht ein, dass sie in dieser kalten Gruft so lange wartete, bis es ihrem Führer einfiel, zurückzukehren.

Sie wollte vor der Tür auf ihn warten. Draußen war es zwar kalt, aber Lady Thelma Lockhead hatte sich der Witterung entsprechend angezogen.

In ihrem Club war sie als eine besondere Raucherin bekannt.

Während andere Damen höchstens mal eine Zigarette rauchten, griff sie zu härteren Dingen. Lady Thelma qualmte starke Zigarren, deshalb trug sie auch immer ein Feuerzeug bei sich.

Das holte sie hervor, knipste es an und schaute sich im Schein der kleinen Flamme um.

Viel sah sie nicht. Die Reste der Spinnweben hingen als Fragmente von der Decke und glitzerten, wenn sie vom Licht der ruhig brennenden Flamme getroffen wurden. Auf den Bodensteinen lag eine dünne Staubschicht, in der sich deutlich ihre Fußabdrücke abzeichneten, die dort begannen, wo sich auch der Ausgang befand.

Da wollte sie hin.

Lady Thelma hielt sich an die Spuren, erreichte die breite Tür des Totenhauses und drückte die Klinke nach unten. Sie hatte bei ihrem Eintritt festgestellt, dass nicht abgeschlossen worden war.

Jetzt war die Tür zu.

Noch immer hielt sie das Feuerzeug in der linken Hand. Durch ihre Bewegungen begann die Flamme zu zittern. Ihr Widerschein malte Figuren an die Decke und an die Wände, er strich auch über die Tür. Sosehr Lady Thelma an ihr rüttelte, die Tür blieb verschlossen.

»Der hat mich reingelegt!« flüsterte sie. Ihr kraftloser Finger konnte den Kontakt des Feuerzeugs nicht mehr halten. Die Flamme verlöschte, und Lady Thelma stand wieder in der Finsternis. Selbst durch die Türritze fiel kein Lichtstreifen.

»Reingelegt!« wiederholte sie. »So ein verfluchter Hundesohn! Er hat es doch geschafft.« Sie schüttelte den Kopf und war mehr wütend als ängstlich.

Gleichzeitig dachte sie darüber nach, wie sie aus dieser verdammten Klemme wieder herauskommen konnte. Noch einmal ging sie jeden Schritt genau durch. Der andere hattesich von ihr verabschiedet.

Er war in die Tiefe der Gruft getaucht, aber nicht zum Ausgang gegangen, um dort zu verschwinden. Dann hätte sie zumindest das Offnen der Tür vernehmen müssen. Da dies nicht geschehen war und der andere sich dennoch nicht in der Gruft aufhielt, musste es noch einen zweiten Ausgang geben, durch den man die Gruft verlassen konnte.

Den wollte sie suchen und finden!

Lady Thelma überlegte, in welch eine Richtung der Kerl gegangen war. Hatte er sich nach links oder nach rechts gewandt? Sie glaubte, dass er nach links gegangen war, demnach tiefer in die Gruft hinein, dessen Größe Thelma nicht kannte.

Auch sie schlug diesen Weg ein.

Allein schritt sie in die Finsternis hinein. Niemand begleitete sie, dennoch hatte sie einen Gast, der aber nicht zu ertasten oder zu spüren war.

Das Grauen war ihr Gast!

Dieser bedrückende Atem, der innerhalb der alten Gruftmauern lag und dafür sorgte, dass selbst Lady Thelma, die sich sonst vor nichts fürchtete, Angst bekam.

Die Gruft war für sie zu einer Falle geworden. Immer stärker kam ihr der Gedanke. Mit jedem Schritt, den sie zurücklegte, dachte sie weiter darüber nach, und auch das andere Gefühl des Schreckens veränderte sich nicht.

Es blieb, und es wurde auch stärker.

Wie ein schleichendes Gift war es, drang hinein in ihren Kreislauf und putschte ihn in die Höhe. Auf einmal schien die Dunkelheit tausend Arme zu haben, die sich schlangengleich um sie legten und ihren Körper allmählich zusammenpressten.

Im Hals spürte sie das würgende Gefühl. Immer stärker wurde der Vorwurf, dass sie sich überhaupt auf dieses Spiel eingelassen hatte. Aber was tat man nicht alles, wenn man Langeweile hatte, und nicht jeder bekam schließlich den Anblick einer längst verstorbenen Ahnherrin geboten. Das jedenfalls hatte man ihr gesagt.

Die Finsternis reizte. Sie machte Lady Thelma ängstlich und

gleichzeitig auch nervös; sie konnte die Dunkelheit nicht mehr ertragen.

Die Lady blieb stehen und holte das Feuerzeug hervor. »Ich werde mir selbst den Weg leuchten!« flüsterte sie und machte sich Mut. »Es muss einen zweiten Ausgang geben. Dieser Kerl ist nicht durch die normale Eingangstür verschwunden, das kann er mir nicht erzählen! Und ich werde den zweiten Ausgang finden!«

Sie sprach sehr bestimmt und wollte mit diesen Worten auch ihre eigene Angst überbrücken.

Das Gas fand Kontakt zum Funken. Eine Flamme entstand. Bläulich, auch rotgelb schimmernd und mit der Spitze in die Höhe zeigend, wobei sich an der Decke ein Kreis abmalte, dessen Umrisse auch mit dem hellen Grau der Spinnennetze verschmolzen.

Einen Ausgang entdeckte Lady Thelma nicht. Nur Mauerwerk und Fußboden waren zu sehen. Hinzu kam der Staub. Staub in der Luft, Staub am Boden. Es war überhaupt nicht zu vermeiden, dass Lady Thelma ihn einatmete. Sie schmeckte ihn, und dabei bemerkte sie, dass es kein gewöhnlicher Staub war.

Lady Thelma vergaß ihre eigenen Sorgen. Sie glaubte, soeben Metall gegessen zu haben. Ja, das war Blei!

Sie hatte tatsächlich Bleigeschmack auf der Zunge, und das Zeug blieb im Mund kleben!

Blei! Zuerst wollte die Lady noch an eine Täuschung glauben, aber dann war sie sich ganz sicher.

Und plötzlich sah sie den Fall aus einem ganz anderen Licht. Man sagte ihr viel nach, dass sie herrschsüchtig wäre, streitbar, neugierig und auch vermessen, aber niemand, der sie kannte, sprach ihr einen scharfen Verstand ab.

Und den hatte sie.

Verstand und Intellekt.

Dieser Bleigeschmack brachte sie sofort mit den Gründen in Verbindung, die sie in die Gruft geführt hatten. Dieser unbekannte Mann, dem sie dummerweise ihr volles Vertrauen geschenkt hatte, wollte ihr eine Ahnherrin zeigen, die schon seit über hundert Jahren tot und noch nicht mal richtig verwest war. Sogar die Rose, die man ihr mit ins Grab gelegt hatte, sollte noch erhalten sein.

Zuerst hatte Lady Thelma darüber gelacht und sich später über den Ernst gewundert, mit dem der Mann gesprochen hatte. Obwohl sie schließlich mitgegangen war, hatte er ihre letzten Zweifel nicht ausräumen können, denn die Dinge, die er ihr zeigen wollte, widersprachen den Gesetzen der Natur.

Jetzt dachte sie anders darüber.

Blei konserviert!

Sie hatte schon von Bleikellern gehört, in denen die Toten über eine

lange Zeit, auch über Jahrhunderte hinweg nicht verwesten.

Das konnte auch hier durchaus zutreffen!

»Na ja«, murmelte sie, »dann werde ich mich mal auf die Suche begeben. Vielleicht finde ich beides. Den Ausgang und meine liebe Ahnherrin.«

Und sie schritt wieder vor. Wie groß dieses alte Totenhaus war, wusste sie nicht, und ob ihre Ahnherrin in tieferen Gewölben lag, war ihr ebenfalls unbekannt.

Sie jedenfalls würde alles daransetzen, um das Geheimnis zu lüften. Auch ohne den fremden Führer.

Jetzt schaltete sie wieder ihr Feuerzeug an. Rechts und links wurden die Wände erhellt. Sie bekamen ein gespenstisches Muster, das nie ruhig blieb und von einer Seite zur anderen tanzte, sodass ständig neue Figuren entstanden.

Thelma ging den nächsten Schritt, den übernächsten – und schrie auf, weil von einem Augenblick zum anderen alles anders wurde.

Nicht mehr nach vorn ging es, sondern nach unten.

Sie raste in die Tiefe. Ohne es bemerkt zu haben, war sie auf eine Stelle oder einen Stein getreten, der locker im Boden lag und ihrem Gewicht nachgegeben hatte.

An den Stein schloss sich eine alte Rutsche an.

Es ging abwärts, immer schneller, zudem auch leicht indie Kurve, und Thelma hatte das Gefühl, in der absoluten Finsternis mitten in die Hölle zu rutschen.

Das Feuerzeug hatte sie vor Schreck verloren. Es rutschte mit ihr in die Finsternis. Mit unbeschreiblichen Gefühlen hoffte Lady Thelma auf ein Ende der Rutschpartie.

Auch die Handtasche hing nicht mehr über ihrer Schulter. Sie war auch irgendwo verschwunden und schien schneller gerutscht zu sein, denn Thelma hörte einen klappernden Aufschlag.

Dann war auch sie da.

Mit hoher Geschwindigkeit stürzte sie in das Ziel. Sie jagte dort hinein, wo die Rutsche ihr Ende hatte und sich ein Berg klappernder und hohl klingender Gegenstände befand, den die landende Frau mit ihren Armen durcheinander wirbelte.

Auf den Rücken war sie gefallen, und so blieb sie auch liegen. In den folgenden Sekunden tat sie nichts. Sie lag nur da und wartete, dachte darüber nach, ob sie verletzt worden war, bewegte ihre Arme, auch die Beine, die Hände und die Füße.

Nichts hatte sie abbekommen.

Nur aufstehen konnte sie nicht. Wenn sie sich bewegte, gab die Unterlage nach.

Noch saß der Schrecken zu tief in Lady Thelma, als dass sie herausgefunden hätte, wo sie gelandet war. Irgendetwas musste sie da

erwischt haben, eine Idee hatte sie schon, aber sie wollte sehen, ob diese Vermutung auch den Tatsachen entsprach.

Nur die rechte Hand bewegte sie. Dabei rutschte ihr etwas durch die Hand. Sie fasste nach und hielt den im Dunkeln zuerst nicht erkennbaren Gegenstand fest.

Später wusste sie, dass es ein Knochen war.

Sogar ein Menschenknochen!

***

Bisher hatte die forsche Lady Thelma Lockhead ihre Angst noch ziemlich im Zaum halten können. Der Knochen änderte dies. Die Lady spürte regelrecht Kälte im Nacken und bekamdas große Zittern. Da Thelma den rechten Arm sinken ließ, berührte der Knochen noch andere. Ein makabres Klapperkonzert hallte in Thelmas Ohren.

Auch mit der linken Hand schlug sie nach unten und spürte abermals die kalten Knochen zwischen ihren Fingern.

Das machte ihr noch größere Angst. Auf einmal wusste sie auch, wo sie gelandet war.

In einem großen Knochenhaufen, der einen Teil des Bodens um sie herum bedeckte.

Der Bleigeschmack machte ihr zu schaffen, dazu die Knochenmusik!

Thelma wollte hoch.

Sie hielt den Mund offen, stieß Worte hervor, die sie selbst nicht verstand, verfluchte dann sich und die Umstände und stellte fest, dass sie sich nicht hinstellen konnte. Auf einem Berg von Knochen konnte sie auch nicht laufen, deshalb musste sie sich auf Händen und Knien vorwärtsbewegen.

Wie ein Tier ging sie, sank ein, konnte sich wieder fassen, kam in die Höhe und wusste nur, dass sie sich von der Rutsche fort- und in die Dunkelheit hineinbewegte.

Das Klappern der Knochen begleitete sie. Es waren hohle Geräusche, und für sie hörten sie sich an wie das Lachen aus einem fernen Totenreich, mit dem man sie verhöhnen wollte.

»Ich kriege noch das, was ich haben will!« sagte sie entschlossen und »schwamm« weiter.

Tatsächlich kam sie sich vor wie ein Schwimmer, und sie hatte das Gefühl, kein Mensch mehr zu sein.

Nur mehr eine Maschine, die von der reinen Angst getrieben wurde, wobei sie sich noch immer nicht an das Klappern der Knochen gewöhnen konnte. Den Kopf hielt sie hin und wieder hoch.

Irgendwie keimte in ihr die Hoffnung auf, trotz allem noch einen Ausgang zu finden oder vielleicht ein Licht zu sehen, denn die Dunkelheit war auf die Dauer grausam.

Da konnte man auch als Mensch die Lebenskraft verlieren. Es hatte

auch keinen Sinn, wenn sie die Rutsche wieder hochkletterte.

Der offizielle Eingang zur Gruft war und bliebverschlossen. Sie musste sich eben damit abfinden, eine Gefangene zu sein.

Für immer?

Daran wollte Lady Thelma Lockhead nicht glauben. Nein, nicht für immer. Das Leben war an manchen Tagen verdammt hart mit ihr umgegangen und hatte ihr nicht nur Streicheleinheiten zukommen lassen. Sie hatte immer kämpfen müssen, und sie wollte auch hier nicht aufgeben, sondern weitermachen. Irgendwo gab es Hoffnung, daran glaubte sie fest.

Und sie wühlte sich weiter durch das Meer aus bleichen Gebeinen. Manchmal dachte sie auch an ihr Feuerzeug, das unter Schädeln, blanken Armen oder Beinen begraben lag.

Plötzlich entdeckte sie den Schein.

Ein Licht.

Und das genau vor ihr.

Thelma hielt an. Sie richtete ihre Blicke auf dieses Ziel, denn sie wollte schon jetzt herausfinden, aus welcher Quelle das Licht vielleicht schimmerte.

Es war schwer, eine Entscheidung zu treffen. Eine Kerze war es nicht, eine Glühbirne wohl auch nicht, denn die Farbe stimmte mit beidem nicht überein.

Das Licht zeigte einen violetten Schein, der sich nicht ausbreitete oder zerfaserte. Er blieb auf einen Punkt beschränkt, zitterte auch nicht und wanderte nicht weiter.

»Licht!« flüsterte sie. »Verdammt, das ist Licht. Ich komme, und ich werde alles sehen…«

Sie fügte noch ein Lachen hinzu und achtete nicht auf das Klappern der Gebeine, als sie sich weiter voranbewegte.

Sie hatte Mut gefasst…

***

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass es wie früher und die Zeit stehen geblieben war, obwohl das natürlich nicht stimmte. Doch als ich meine Blicke über den perfekt gedeckten Frühstückstisch gleiten ließ, kam die Erinnerung wieder zurück.

An damals, als ich Kind oder Jugendlicher war und noch bei meinen Eltern wohnte. Ich konnte mich immer genau daran erinnern, dass Mutter den Sonntagstisch immer so phantastisch gedeckt hatte, und dies wiederholte sich nun. Zudem liebten unsere Familienmitglieder ein opulentes Frühstück. Wurst, Käse, Schinken, Eier, Konfitüre und vieles mehr sah ich auch hier.

Sogar zwei Kerzen sorgten für Atmosphäre, und der Duft von frischem Kaffee kitzelte meine Nase.

Als ich hinter mir die leisen Schritte hörte, drehte ich mich um.

Meine Mutter kam mit zwei Kannen Kaffee. Ich sprang hin und nahm ihr eine Kanne ab. Auf dem Tisch fanden die beiden Kannen noch Platz.

Wir waren allein, und das gefiel meiner Mutter, in deren Gesicht sich dennoch die Schrecken der nahen Vergangenheit abzeichneten, denn sie hatte schlimme Stunden hinter sich, wie wir alle eigentlich.

Sie nahm meine Hände. »John, ich freue mich, dass du noch geblieben bist.«

»Na ja, wenn ich schon mal hier bin.«

Meine Mutter trat auf mich zu und strich mir über die Wange.

Das tat gut, auch wenn ich schon dem Kindesalter entwachsen war.

»Wie lange willst du denn bleiben?« fragte sie.

»Das kommt darauf an, ob sich noch etwas ergibt.«

»Schickst du Suko nicht nach London?«

»Nein, wir fahren höchstens zusammen. Außerdem liegt wohl nichts Wichtiges an, ich sprach ja mit Sir James. Den heutigen Tag verbringe ich zumindest bei euch.«

»Und nicht die nächste Woche?«

»Da würde man mich steinigen.«

»Aber du hast doch sicherlich noch Urlaub?«

»Klar.« Ich blinzelte, weil ich vom Sonnenlicht geblendet wurde.

»Sag das mal meinem Chef. Der wird mir etwas pusten.«

»Du bist wie dein Vater«, erwiderte Mary Sinclair. »Wie dein Vater. Für den gab es auch nichts anderes.«

»Aber ihr habt euch gut verstanden.«

»Das schon. Na ja, ich freue mich jedenfalls, dass du wenigstens bis morgen bleiben willst.«

Die Freude lag auch auf meiner Seite. Zudem war ich nicht allein geblieben. Nur die Conollys hatten den Weg nach London genommen. Sheila und Bill hatten einen Termin, den sie unbedingt einhalten wollten. Da ging es wohl um eine Ausstellung.

Außerdem hatte ich in Lauder noch einiges zu erledigen, sodass man dieses Bleiben nicht nur als privat bezeichnen konnte.

»Die anderen werden auch gleich kommen«, sagte meine Mutter.

»Nimm schon mal Platz, Junge.«

Ich lächelte vergnügt, als ich die Worte hörte. Mum hatte sich tatsächlich nicht geändert. Sie redete noch immer so wie früher und war schrecklich besorgt.

Da sind wohl alle Eltern gleich, egal, wie alt ihre Kinder wurden.

Hinter meiner Mutter lag eine schreckliche Nacht. Auch für uns war es verdammt schlimm geworden, und eine Lösung in unserem Sinne hatte es auch nicht gegeben, denn der Würfel des Unheils befand sich nicht mehr in unserem Besitz, sondern in der Gewalt des Spuks.

Er hatte also sein Ziel erreicht!

Und er hatte einen neuen Helfer gefunden. Akim Samaran, ein Mensch, aber ein Teufel. Gemein, hinterhältig, gnadenlos, der meine Familie und mich mit einem unvorstellbaren Hass verfolgte und dafür sorgen wollte, dass wir alle ausgelöscht wurden.

Fast hätte er es diesmal geschafft, denn ich war durch die Magie des Würfels verkleinert worden und hatte die Größe eines Fingers.

In einem geheimnisvollen Elixier, dessen Zusammensetzung mir unbekannt war, hatte mich Samaran auflösen wollen, sodass nur mein Kopf übrig geblieben wäre.

Fast hätte er es geschafft, wenn nicht der Eiserne Engel und meine Freunde Suko und Bill eingegriffen hätten. So war ichletztendlich noch freigekommen, aber wir hatten zahlen müssen.

Den Würfel, die Flüssigkeit und Akim Samaran gab es nicht mehr.

Der Spuk, als Dämon im Hintergrund, hatte dafür gesorgt. Er hatte Samaran einen Platz innerhalb des Würfels verschafft und war mit ihm verschwunden. Wie ein Komet im All.

Suko und mir blieb nichts anderes übrig, als nach Spuren zu suchen.

Da die letzte Nacht sehr aufregend und auch lang geworden war, frühstückten wir erst gegen Mittag. Ich hatte zumindest fünf Stunden schlafen können und wie ein Toter im Bett gelegen.

Keine schlechten Träume, keine quälenden Gedanken – nichts.

Nur Schlaf.

Meine Mutter trat hinter mich und legte mir beide Hände auf die Schultern. »Du bist so schweigsam, Junge.«

»Ich denke nach.«

»Und worüber?«

»Na ja, wir haben einiges erlebt, nicht?« Ich hatte meiner Mutter nicht erzählt, was mit mir geschehen war, und die anderen wollten auch den Mund halten, schließlich kannten sie Mary Sinclair, die sich immer so schrecklich viel Sorgen machte.

»Aber das ist doch jetzt vorbei.«

»Ich hoffe es.« Auf dem Stuhl drehte ich mich herum. »Sag mal, Mum, hast du eigentlich noch die beiden Köpfe, die man euch geschickt hat?«

»Nein!« gab sie als Antwort. »Ich habe sie verbrannt, weil ich sie nicht mehr sehen konnte. Wieso fragst du?«

»Schon gut. Ich hätte sie mir nur gern angesehen. Wahrscheinlich hat man sie dir als Warnung zugesandt. Manche Menschen sind eben schlimm.«

»War es ein Fehler von mir?«

»Glaube ich kaum. Ich werde sowieso gleich noch einmal zum Wohnwagen rausfahren und mich dort umschauen.«

Meine Mutter hatte eine Antwort auf der Zunge, als siegestört wurde.

Schritte erklangen. Sie kamen die Treppe herab, dann erschienen Suko, Shao und mein Vater.

Die beiden Chinesen gingen vor. Auf ihren Gesichtern lag ein glückliches Lächeln.

»Was ist los?« fragte ich. »Ihr seht so happy aus.«

»Zunächst einmal guten Morgen!« rief Shao. »Wir haben auch allen Grund, gut auszusehen, denn wir beide haben so prächtig geschlafen wie seit langem nicht mehr. Einfach herrlich, kann ich nur sagen.«

»Ja, die schottische Luft tut gut«, erklärte mein Vater. »Sie ist etwas Besonderes.« Er kam zu mir und fragte: »Wie geht es dir, John?«

»Ausgezeichnet.« Ich deutete über den Frühstückstisch. »Das erinnert mich an alte Zeiten.«

»Mich auch. Und sonst?«

Ich hob die Schultern. »Weißt du, Dad. Unkraut vergeht nicht. Da bin ich wohl besonders starr und widerstandsfähig.«

»Treib es nur nicht auf die Spitze!« warnte meine Mutter.

»Das natürlich nicht, aber ich muss meinen Job machen. Das ist doch auch dir klar?«

»Leider.«

Shao hatte die Aufgabe übernommen, den Kaffee einzuschenken.

Meine Eltern rahmten mich ein, uns gegenüber saßen Shao und Suko. »Ich habe übrigens mit unserem kleinen Krankenhaus telefoniert, um zu erfahren, wie es Sergeant McDuff geht«, sprach mich mein Vater an.

»Und?«

»Ganz gut. Man hat die Kugel schon entfernt. Jetzt will er schon wieder Bäume ausreißen und tönt herum. Aber sie haben ihm die zäheste Krankenschwester gegeben, die dort arbeitet. Ein richtiger Drachen, sage ich dir. Die wird mit jedem fertig.«

»So, jetzt esst mal«, sagte meine Mutter. Sie legte einen strengen Ton in ihre Stimme. »Fachsimpeln könnt ihr später.«

»Das meine ich auch!« meldete sich Shao. »Wenn ich so etwas sage, hören sie nicht darauf.«

»Sie müssen viel strenger sein. Ich habe mich…«

»Auch nicht durchsetzen können«, sagte ich, und wir fingen an zu lachen. Danach ließen wir es uns schmecken. Der Kaffee war ausgezeichnet. Er konnte durchaus mit Glendas konkurrieren. Uns schmeckte alles sehr gut. Ich allein aß schon vier Brötchen, ein Hörnchen und ein Ei.

Vier Tassen Kaffee trank ich dazu. Suko verzehrte noch mehr, und meine Mutter freute sich diebisch, dass sie so hungrige Gäste um ihren Frühstückstisch versammelt hatte.

Zwar lachte mich auch das fünfte knusprige Brötchen so herrlich an, aber da musste ich einfach passen. Ich konnte nicht mehr.

»Tut mir Leid, Freunde, aber das packe ich nicht. Kein weiteres Brötchen mehr.«

»Was denn?« fragte meine Mutter. »Nimm dir ein Beispiel an Suko. Dem schmeckt es noch.«

»Es ist ja so, Mum. Intelligenz trinkt, aber Dummheit frisst. Deshalb hat Suko au…« Mein Freund hatte mich unter dem Tisch getreten und setzte dabei noch sein unschuldigstes Grinsen auf.

»Das war aber nicht fair, Alter«, sagte ich.

»Ich weiß, aber es stand dir zu.«

Meine Mutter wunderte sich über die kleinen Scherze, die wir trieben, sagte aber nichts.

Ich lehnte mich zurück und griff zu den Zigaretten. Eine zur Verdauung musste ich qualmen.

»Hast du die Raucherei noch immer nicht aufgegeben, Junge?« fragte mich Mutter.

»Eingeschränkt.«

»Wie dein Vater. Der kann ohne Pfeife gar nicht leben.«

»Du gibst mir das Stichwort, liebe Mary!« erklärte mein alter Herr und holte aus der Jackentasche sein schmales Pfeifenetui hervor. Er hatte den Kopf der Pfeife bereits mit Tabak gefüllt. »Sie schmeckt mir am Morgen besonders gut.«

»Immerhin haben wir schon Mittag«, erklärte Mary Sinclair.

Ich stäubte Asche ab. »Dann wird es Zeit, dass wir uns noch einmal umschauen.«

»Am Wohnmobil?« fragte mein Dad.

»Ja.«

»Meinst du, dass es da noch Spuren gibt?«

»Ich will es hoffen. Wenn du mitkommen willst, ich habe nichts dagegen.«

»Im Prinzip gern, aber ich habe einen Termin, den ich unbedingt wahrnehmen muss. Wir sehen uns ja am Nachmittag. Du kannst sowieso meinen Wagen haben.«

»Darum wollte ich dich gerade bitten.«

Mein Vater griff in die Tasche und holte die Wagenschlüssel hervor. »Er steht vor der Garage.«

»Aber Sie bleiben doch hier?« wandte sich meine Mutter an Shao.

»Natürlich. Ich möchte mich auch ein wenig im Dorf umschauen.«

Shao deutete zum Fenster. »Es ist heute ein so herrlicher Tag. Sogar die Sonne scheint.«

»Der erste Hauch von Frühling.«

»Und den will ich genießen.«

»Gut, Miss Shao, dann werden wir beide mal den Ort unsicher machen. Lauder wird Ihnen sicherlich gefallen, und Sie werden es gar nicht mehr so toll finden, wieder in London zu wohnen.«

Meine Mutter gab einfach nicht auf. Sie versuchte immer wieder, uns aus London in die schottische Heimat zu locken. Das ließ sich mit meinem Job jedoch nicht vereinbaren.

Ich wandte mich wieder an meinen Vater. »Sag mal, was ist eigentlich mit diesem Hackett passiert, der den Sergeant angeschossen hat und dich auch getötet hätte.«

»Er sitzt.«

»Hat er geredet?«

»Das weiß ich nicht. Erhoffst du dir denn etwas von seinen Aussagen?«

»Immerhin hat er für Samaran gearbeitet. Vielleicht weiß er etwas über seinen Boss.«

»Glaube ich nicht. Samaran wird schlau genug gewesensein und ihm nichts gesagt haben. Den schätze ich so ein.«

»Dennoch werde ich auf dem Rückweg an der Polizeistelle vorbeifahren. Ich weiß ja, wo sie liegt.« Sacht schob ich den Stuhl zurück. »Mutter, es hat phantastisch geschmeckt.«

Auch die anderen stimmten mir zu, und meine Mutter bekam bei so viel Lob einen roten Kopf.

Zwei Minuten später hatten Suko und ich uns verabschiedet und das Haus verlassen.

***

Das Licht blieb, und es erweckte weiterhin die Hoffnung in Lady Thelma. Wenn sie gekonnt hätte, wäre sie gelaufen, so aber hinderte sie das Meer der Gebeine daran.

Hatte es sie zu Beginn starke Überwindung gekostet, sich durch die Knochen zu wühlen, so änderte sich dies nun. Thelma hatte sich daran gewöhnt, ihren Weg auf so ungewöhnliche Art und Weise zu finden, und sie schaufelte bei jeder Vorwärtsbewegung die Knochen zur Seite. Manchmal blieben ihre Finger auch in leeren Augenhöhlen und Nasenlöchern stecken. Dann musste sie sich die Schädel regelrecht von den Fingern schütteln.

An den scharfen Knochenkanten hatte sie sich einige Male die Finger aufgeschnitten, und sie spürte das Blut als Schmierfilm auf ihrer Haut. Wenn diese große Gruft jetzt erleuchtet gewesen wäre, hätte man der Tropfenspur genau folgen können.

Noch immer konnte sie nicht normal laufen, aber sie stellte fest, dass die Gebeine weniger wurden. Manchmal schabten ihre Handflächen nicht mehr über Knochen, sondern über raues Gestein.

Nur noch wenige Meter, dann hatte sie es tatsächlich geschafft.

Kein Knochen lag vor ihr, sie konnte sich frei bewegen, auch aufstehen und auf das Licht zugehen.

Kaum stand sie auf den Füßen, als Schwindel sie überkam und sie

sich zunächst einmal fangen musste. Der Kreislauf war ein wenig in Unordnung geraten. Durch tiefes Einatmenregulierte sie ihn wieder und ging weiter, wobei sie auf kein weiteres Hindernis mehr stieß.

War das Licht in der Sekunde der Entdeckung noch sehr klein gewesen, so veränderte es sich nun. Und aus der Nähe betrachtet, wirkte es sogar wie eine große Kugellampe, die violett leuchtete.

Der Schein blieb auch nicht auf die Quelle beschränkt. Er breitete sich in vier Richtungen hin aus, sodass er inmitten der Finsternis eine regelrechte Insel schuf.

Aus ihr schälten sich Umrisse hervor.

Thelma wollte es nicht glauben, aber sie hatte sich nicht getäuscht, denn die Umrisse hatten eine ganz bestimmte geometrische Form, die auch ihr bekannt war.

So sah ein Sarg aus!

Als sie dies erkannte, wäre sie am liebsten wieder gegangen, aber sie traute sich nicht, den Weg zurückzulaufen, und so setzte sie sich langsam in Bewegung.

Die Angst hatte zugenommen, obwohl die Finsternis inzwischen gewichen war. Lady Thelma hatte auch erkannt, dass der Sarg kein Oberteil mehr hatte, vor ihr stand eine offene Totenkiste. Die obere Hälfte musste irgendwo anders liegen.

Lady Thelma war sehr aufgeregt, denn der vierte Schritt brachte sie so weit an den Sarg heran, dass sie schon einen Blick hineinwerfen konnte.

Dort lag jemand!

Lady Thelma blieb stehen. Noch sah sie nichts Genaues, weil das Licht, das von der aus dem Sarg hervorstechenden Quelle abgestrahlt wurde, doch sehr diffus wirkte und die Einzelheiten auf eine gewisse Entfernung hin nicht erkennen ließ.

Thelma sah ein schwammiges Etwas im Sarg liegen. Mehr noch nicht.

Ihr so plötzlich verschwundener Begleiter hatte von einer toten Ahnfrau gesprochen.

Lag sie in diesem Sarg?

Daran glaubte Thelma plötzlich, und sie überwand auchdie letzte trennende Distanz. Sehr schnell war sie, und sie wäre fast noch gegen die Sargkante geprallt.

Steif blieb sie stehen – und auch entsetzt, denn ihr nach unten gerichteter Blick war auf eine grauenhafte Gestalt gefallen, die vom roten Licht der Quelle umschmeichelt wurde.

Es war ein Skelett!

Bedeckt mit einem violett schimmernden Umhang, der bis über die knochigen Schultern reichte, die Arme allerdings frei ließ, da sie zu beiden Seiten angewinkelt unter dem Umhang hervorstachen.

Normalerweise hätte auch das Haar verwest sein müssen. Das war

hier nicht der Fall, denn wie weißgraue Wolle klebte der Haarrest auf der blanken Schädelplatte, als wäre sie festgeleimt worden.

Und diese Gestalt lag in einem Sarg aus Metall. Da Thelma so dicht dabeistand, nahm sie auch den Geruch wahr, den die offene Totenkiste ausströmte. Es war Bleigestank, und Thelma dachte auch daran, dass Blei gesundheitsschädlich war. Eine verrückte Idee in dieser schaurigen Umgebung.

Den ersten Schrecken hatte die Frau überwunden. Auch wenn ihr Herz noch so kräftig schlug und sich der Schlag nur langsam beruhigen wollte. Das Skelett hätte sie noch als »normal« akzeptiert, aber nicht die seltsame Lichtquelle, die sie nun genauer betrachten konnte.

Es war keine Lampe, sondern eine Rose!

Ihr Stiel klemmte zwischen den beiden zusammengelegten Knochenhänden der im Sarg liegenden Person, ragte gradstielig in die Höhe, hatte dicht unter der Blüte noch einige grüne Blätter und breitete sich erst am Ende des Stiels zu dieser wunderbar gewachsenen Rose aus, die den violetten Schimmer abgab.

Inmitten des Todes eine blühende Blume!

Sollte das ein Zeichen sein? Eine Erklärung für irgendetwas?

Vielleicht ein Beweis?

Das wusste Thelma nicht. Sie war auch nicht fähig, sich darüber Gedanken zu machen, denn der Anblick der leuchtenden Blume bannte sie einfach zu stark.

Das Skelett hatte sie vergessen, nur die Blume interessierte sie noch. Sie beugte sich vor und gleichzeitig ein wenig tiefer, um die Blüte in Augenschein nehmen zu können. Jedes einzelne Blatt wollte sie sehen, und das entströmende Licht gab ihr genügend Gelegenheiten dazu.

Die Blüte musste von einem Künstler stammen, so wunderschön war sie gewachsen. Da stimmte jedes Blatt, und die noch zur Hälfte geschlossene Blüte wirkte wie ein mit Geheimnissen gefüllter Kelch.

Lady Thelma Lockhead verstand es nicht, dass gerade diese Blume eine so starke Anziehungskraft auf sie ausübte. Normalerweise hätte es anders sein müssen, wenn sie davon ausging, wer diese Rose zwischen den Händen hielt. Aber das Skelett ließ sie seltsamerweise ziemlich kalt, sie wollte nur die Blüte begutachten.

Vorsichtig streckte sie ihren rechten Arm aus, denn sie wusste, wie zart und empfindlich Rosenblätter waren.

Ein Rosenblatt war ein wenig abgeknickt und eignete sich prima für den Test.

Eine unerklärliche und starke Neugierde hielt die Frau umklammert. Sie wollte herausfinden, ob die Blume echt oder nur eine Lampe war.

Normalerweise gaben echte Blumen ja kein Licht ab, aber darauf konnte sie nicht bauen.

Behutsam rieb sie das Rosenblatt zwischen den Fingern, aber ihr kam es nicht wie ein Rosenblatt vor.

Das war etwas anderes…

»Willkommen bei mir, liebe Thelma!« vernahm sie plötzlich eine krächzende Frauenstimme. Sie stand wie erstarrt auf dem Fleck, das Rosenblatt noch zwischen den Fingern.

Eine Frauenstimme hatte zu ihr gesprochen!

Da sich außer ihr keine andere Person in der Nähe befand, gab es für Thelma nur eine Erklärung: Das Skelett hatte gesprochen.

***

Als ihr das klar geworden war, musste sie erst einmal schlucken und rührte sich auch nicht. Sie war zu einer Statue erstarrt, lauschte dem Klang der Stimme und rechnete damit, sich diese nur eingebildet zu haben.

Das stimmte nicht, denn die Stimme meldete sich ein zweites Mal.

»Willst du mich nicht begrüßen, Thelma?«

Die so Angesprochene hatte Mühe, überhaupt Worte zu finden.

»Wer, wer bist du?« hauchte sie schließlich stotternd.

»Kennst du mich nicht?«

»Nein.«

»Hast du mich nicht gesucht?«

Da wusste sie endlich Bescheid. Thelma hatte es sich schon zuvor gedacht, es aber nicht zugeben wollen, und nun sprach zu ihr ein Skelett, das sich als ihre Ahnherrin vorstellte.

Darüber konnte sie sich nur wundern und auch entsetzen, denn als ihr Blick von der Rose weg auf das knöcherne Gesicht fiel, sah sie, dass sich der Unterkiefer bewegte.

»Ich freue mich, dass du gekommen bist, um eine Tote zu besuchen. Lange habe ich warten müssen. Eigentlich zu lange, wie du dir vorstellen kannst. Aber jetzt ist ja alles anders, nicht wahr, kleine Thelma.«

»Vielleicht…«

»Nicht vielleicht, du darfst nicht mehr zweifeln. Du hast mich gesucht und gefunden. Ich will dich als Auserwählte der Familie Lockhead bezeichnen. Du bist die Erste, die den Ruf empfangen hat.«

»Gibt es noch mehr?«

Aus dem Maul des Skeletts strömte ein leises Lachen. »Kennst du deine Familie nicht?«

»Doch«, erwiderte Thelma mit zittriger Stimme.

»Dann ist ja alles klar.«

»Bitte, für mich nicht. Ich komme damit nicht zurecht. Willst du etwa sagen, dass du allen Bescheid gegeben hast?«

»Natürlich.«

»Und wann kommen sie?«

Abermals hörte sie das Lachen. »Das steht noch alles in den Sternen, wie ihr immer sagt.«

Es war für Thelma beinahe unmöglich, die Antwort zu begreifen.

Sie hörte sie, sortierte sie auch ein, aber sie kam nicht dazu, daraus irgendwelche Folgeerscheinungen abzulesen. Alles war noch zu vage, hing noch in der Luft, und so wartete sie, bis sich die knöcherne Ahnfrau wieder meldete.

Die menschliche Person schien gestorben zu sein, so regungslos stand sie da und hielt noch immer das Rosenblatt zwischen den Fingern.

Obwohl Thelma in die leeren Augenhöhlen der Knöchernen blickte, wurde sie einfach das Gefühl nicht los, dass sich dort Leben eingenistet hatte. Die Tiefe in den Pupillenschächten war dunkel, dennoch lebte sie und gab es auch ab.

»Weshalb tust du das alles?« hauchte die Frau. »Nenn mir den Grund. Ich bitte dich!«

»Es ist doch klar, aus welchem Grunde ich dich und die anderen zu mir gerufen habe«, erklang die zischende Antwort. »Weißt du, wie ich gestorben bin?«

»Ja, vielleicht. Man sprach davon, dass du…«

»Wahnsinnig geworden bist!« vollendete das Skelett. »Man hat mich in den Wahnsinn getrieben. Es war die eigene Familie, die mich hasste, in einen Bleisarg steckte und mich begrub. Ich wurde als Schande angesehen, aber sie alle haben nicht damit gerechnet, dass es stärkere Kräfte als den Tod gibt. Und das werden alle Nachkommen zu spüren bekommen. Die Lockheads sollen das gleiche Schicksal erleiden wie ich. Ihr werdet einen Horror erleben, der seinesgleichen sucht. Die Blume, die man mir als spöttische Grabbeilage hinzugelegt hat, ist nicht verblüht. Ein Zeichen, dass noch Leben in mir steckt. Und dieses Leben wird dafür Sorge tragen, dass anderes vernichtet wird. Jedes Mitglied der Familie Lockhead kommt an die Reihe, Thelma.«

»Auch ich?«

»Du bist sogar die Erste, denn du hast Kontakt mit der Rose gehabt, meine Liebe.« Vielleicht hättest du dich nicht so drängeln sollen, dann wäre dir eine Galgenfrist gewährt worden, so aber sieht alles völlig anders aus. »Hast du gehört?«

»Ja.«

»Dann geh jetzt!«

»Wohin?«

»Du wirst den Ausgang finden, den Ausgang finden…« Das Skelett wiederholte die Antwort, bevor sie durch ein schauriges Lachen abgelöst wurde. Es hallte durch die Gruft, steigerte sich zu einem Inferno, und die zurücktretende Thelma hatte das Gefühl, als würde es sich gleichzeitig in Blitze verwandeln, die in ihren Schädel schlugen.

Sie taumelte nach hinten. Es gelang ihr kaum, sich auf den Beinen zu halten. Aus ihrem weit geöffneten Mund drangen ächzende Laute, der Schädel schien zu einem Karussell zu werden, und noch immer war das satanische Gelächter die Antriebsfeder.

Auf dem Absatz warf sich Thelma herum. Dass sie dabei in die falsche Richtung lief, störte sie nicht. Mit weit ausgebreiteten Armen und lallend rannte sie in die Dunkelheit hinein, sodass es kam, wie es kommen musste. Irgendwann erreichte sie die ersten Ausläufer des Knochenbergs und torkelte voll hinein.

Es gelang ihr nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. An den Knöcheln, wenig später auch an der Wade, verspürte sie einen Druck, als wären die Knochen zu einer gummiartigen Masse geworden, die sich um ihre Beine legte und sie festhielt.

Thelma kam nicht mehr weiter. Etwas riss ihr den Boden unter den Füßen weg, und im nächsten Augenblick verlor sie das Gleichgewicht.

Die Frau kippte nach vorn.

Nicht mal den Schimmer der Knochen sah sie, als sie dem Berg aus Gebeinen entgegenfiel.

Sie hörte nur noch das Krachen und Splittern, schlug um sich, ohne es zu merken, und hatte das Gefühl, von den Gebeinen umschlungen zu werden. Sie rollte sich herum. Ohne dass es ihr richtig bewusst wurde, setzte sie sich hin, griff zwei blanke Knochen und schlug sie im Takt gegeneinander. Dabei begann sie zu singen.

Es waren alte, schwermütige Kinderlieder. Die Gebeine klapperten dazu. Die erste Rache der Ahnfrau hatte sich erfüllt!

***

Bei Tageslicht sah der Hohlweg ganz anders aus. Da wirkte er längst nicht mehr so bedrohend wie in der Nacht. Zwar gab es noch Schatten, weil der Durchgang doch ziemlich eng war, doch die störten weder Suko noch mich. Den Wagen meines Vaters, es war ein grüner Rover, hatten wir an der normalen Straße stehen lassen und waren zu Fuß in den Hohlweg hineingegangen, wobei wir jetzt an seinem Ende standen und auf den Wohnwagen starrten.

Er war nicht versiegelt worden, und so hatten wir ungehindert Zugang.

Zwei Stufen kletterten wir hoch, dann standen wir in seinem Innern. Suko und ich schauten uns um.

Eigentlich erinnerte nichts mehr daran, welch ein Drama sich in der vergangenen Nacht innerhalb des Wagens abgespielt hatte. Es gab keinen Geist, keinen Würfel und keine Gegner. Nur die Unordnung bewies, dass hier etwas nicht stimmte.

»Ich glaube ja nicht, dass wir noch großartig etwas finden werden«, erklärte Suko und schaute sich um. Er nahm sich die Seite vor, wo

mein Vater, der Sergeant und Hackett gestanden hatten und von dem Helfer Samarans bedroht worden waren.

Mein Ziel war der Tisch.

Noch vor wenigen Stunden war er mir unüberwindbar hoch vorgekommen. Das hatte sich nun geändert. Ich hatte wieder meine normale Größe und stellte fest, dass mir die Tischkante gerade noch bis zur Hüfte reichte.

Nur auf die helle Platte schaute ich. Dort hatten mal der Würfel und auch die beiden mit dieser teuflischen Flüssigkeit gefüllten Reagenzgläser gestanden, deren Durchmesser so groß gewesen war, dass ich als kleiner Mensch hineingepasst hätte.

Kein Glas, keine Flüssigkeit, keine Splitter. Und auch nichts von dem Mann, der tatsächlich Bekanntschaft mit dem teuflischen Elixier gemacht hatte und dabei getötet worden war.

Sein Oberkörper war aufgelöst worden. Zurück blieb allein der Kopf, der auf der Oberfläche schwamm.

Eine furchtbare Sache.

Dieser Kopf war ebenso verschwunden wie alles andere, das uns so sehr bedroht hatte.

Ich stand da und erinnerte mich wieder an die letzten Szenen, bevor ich den Wagen verließ. Akim Samaran war verkleinert worden und in den Würfel eingetaucht, wo sein großer Mentor, der Spuk, bereits auf ihn wartete. Beide waren dann gedankenschnell verschwunden. Selbst der Eiserne Engel hatte dagegen nichts unternehmen können. Auf diese tödliche Flüssigkeit hatte keiner von uns mehr geachtet. Wahrscheinlich war sie ebenfalls in den Sog geraten und fortgeschwemmt worden, einem uns unbekannten Ziel entgegen.

Wir alle waren sehr enttäuscht gewesen, dass sich der Würfel nun in den Händen des Spuks befand. Aber da hatte der Engel dann etwas sehr Seltsames gesagt.

Er hatte uns praktisch beruhigen wollen und gemeint, dass es nicht so schlimm wäre, wenn wir den Würfel nicht besäßen, denn es würde noch einen Weg geben.

Wie der aussah und ob der überhaupt zu finden war, darüber hatte sich unser Freund nicht ausgelassen.

Er war ebenfalls verschwunden.

Und wir standen hier.

Suko drehte sich um. Dabei hob er die Schultern. »Tut mir Leid, John, aber ich glaube, wir sind hier falsch.«

»Da kannst du Recht haben.«

»Und wo sollen wir noch suchen?«

»Im Fahrerhaus.«

»Okay, schauen wir da mal nach.« Mein Freund stieg bereits aus.

»Obwohl ich nicht daran glaube, dass Akim Samaran seine

Visitenkarte hinterlassen hat.«

Da gab ich Suko Recht.

Die Türen des Fahrerhauses waren nicht abgeschlossen. So betraten wir die Kabine und sahen sofort, dass das Handschuhfach an der linken Seite offenstand.

Ich schaute hinein.

Es war so leer wie meine Brieftasche am Monatsende. Auch auf dem Boden fanden wir nichts, dieser Wagen war aufgeräumt worden.

»Wer hat ihn denn so durchsucht?« fragte Suko.

»Ich glaube, das waren die Kameraden vom Revier.«

»Dann fragen wir die.«

»Und können gleichzeitig mit Hackett sprechen.«

Suko grinste. »Läuft ja alles wie geschmiert.«

»Nur einen Erfolg haben wir nicht erreicht.«

»Da sagst du was.«

In der Tat ärgerten wir uns. Ich kam mir schon nutzlos vor. Wären meine Eltern nicht gewesen, hätte ich mich wahrscheinlich in den Zug gesetzt und wäre in Richtung London gefahren. So aber wollten wir bis zum nächsten Tag warten.

Durch den Hohlweg schritten wir wieder zurück. Es war ein herrlicher Spätwinter tag. Am Himmel stand eine strahlende Sonne, die ihr Licht über das Land ergoss. Sogar den Hohlweg erreichte der Schein.

Wir hatten ihn noch nicht ganz durchschritten, als Suko mich antippte. »Bleib mal stehen.«

Ich stoppte und fragte: »Was ist denn?«

»Bist du schon so alt geworden, dass deine Knochen klappern?«

»Wieso?« Verständnislos schüttelte ich den Kopf.

»Ich habe etwas klappern gehört und glaube nicht, dass ich einer Täuschung erlegen bin.«

»Das ist doch Unsinn.« Ich deutete auf die Wände. »Es wird das Echo unserer Schritte gewesen sein. Zudem heißt diese komische Minischlucht auch Hohlweg, was aber nichts mit deinem Kopf zu tun hat, Partner. Das möchte ich festgehalten haben.«

»Ich danke dir.«

Wir gingen weiter. Über das Klappern machten wir unskeinerlei Gedanken mehr, erreichten den Rover, und ich öffnete die Türen.

Wir wollten schon einsteigen und wieder nach Lauder fahren, als Suko noch einen letzten Blick zurückwarf.

Allerdings nicht die Straße entlang, sondern schräg in die Höhe und den Hügel hoch.

»Da kommt jemand, John.«

Jetzt drehte auch ich mich und sah ebenfalls die Gestalt, die auf der Höhe entlangschritt. Den Hohlweg konnte sie nicht überspringen, der

war einfach zu breit. Sie musste entweder an seinem Ende um ihn herumgehen oder den Weg zur Straße finden.

Die Person entschied sich für die letzte Möglichkeit. Obwohl uns die Sonne blendete, hatten wir es erkannt, dass es sich bei ihr um eine Frau handelte. Da der Untergrund manchmal locker war, rollten auch einige kleine Steine in die Tiefe und tickten über die Straße.

»War das dein Klappern?« fragte ich.

»Nein, das Geräusch, das ich hörte, war ein anderes.«

»Und wie?«

»Klappernder.«

»Hör auf!« Ich schaute zu, wie die Frau aus der Sonne trat und die letzten Meter überwand, wobei sie noch sprang und neben der Fahrbahn stehen blieb. Sie schaute uns an.

»Ob sie mit will?« fragte Suko.

Ich gab ihm keine Antwort, denn abermals war das Klappern erklungen. Und jetzt erkannten wir den Grund.

Von der Frau ging das Geräusch aus. Sie hielt irgendetwas in den Händen, das sie gegeneinander schlug.

Suko schüttelte den Kopf. »John, die kann doch nicht normal sein. Steht da und klappert.«

»Trotzdem sieht sie mir ziemlich normal aus.« Ich hob die Schultern. »Verdammt, jetzt hält sie uns noch zum Narren.«

Die Frau kam näher, hatte die Arme ausgestreckt und schlug die beiden gelblich weiß schimmernden Gegenstände aneinander, sodass dieses hohle Geräusch erklingen konnte.

Gekleidet war sie völlig normal. Sie trug ein dunkles Winterkostüm mit einem Fellkragen, den sie hochgestellt hatte, dazu Stiefel, die bis fast zu den Knien reichten.

Dennoch störte mich etwas an ihr. Es war einfach der Schmutz, der auf ihrer Kleidung klebte und so gar nicht zu ihr passen wollte.

So wie sie aussah, musste sie sich im Staub oder Dreck gewälzt haben, was ich mir bei dieser Person kaum vorstellen konnte.

Wir blieben stehen, da wir den Eindruck hatten, dass sie etwas wollte.

Sie kam auch näher. Mein Blick glitt in ihr Gesicht. Es hatte einen Ausdruck angenommen, als würde die Frau lächeln oder irgendwie weit entrückt sein.

Da die Distanz zwischen uns geschrumpft war, konnten wir auch erkennen, was sie in den Händen hielt.

Suko sprach es aus. »John, verdammt, das sind ja Knochen!«

***

Also doch!

Ich leistete meinem Partner insgeheim Abbitte. Er hatte vorhin etwas

von klappernden Knochen gesagt, und wenn ich mir die Frau so anschaute, bekam ich auch den Beweis.

Feindlich schien sie uns nicht gesonnen zu sein, für sie waren wir eher Luft, denn sie wich auch nicht zur Seite, als wir dicht vor ihr standen, sondern klapperte weiter mit den gelblich weiß glänzenden Gebeinen. Ich bin kein Arzt und konnte nicht herausfinden, zu welchem Körperteil die Knochen gehörten. Tatsache blieb, dass sie die Knochen besaß.

Suko wurde von ihr gerammt. Er hatte es vorher geahnt, sich fest hingestellt und kippte auch nicht weg. Dafür wurde die Frau nach hinten gedrückt, schwankte noch und blieb schließlich stehen, da ich meine Hand in ihren Rücken gelegt hatte und sie abstützte.

Hatten wir gedacht, sie würde mit ihrer seltsamen Musik aufhören, so sahen wir uns getäuscht.

Die Frau klapperte weiter. Auch als sie vor uns stand, bewegte sie ihre Hände, die einige kleine Wunden zeigten, und sie schlug mit den Gebeinen den Takt.

Das verstand ich nicht.

Wir blickten in ihr Gesicht. Es war schmal geschnitten, die Haut sah etwas blass aus, und sie passte auch zu ihren Augen, deren Pupillen zwei Kreise bildeten, die auf mich einen unnatürlich starren Eindruck machten.

Mein Blick glitt zu ihrem Mund. Sie hatte schmale Lippen, die zwar aufeinander lagen, dennoch in die Breite gezogen waren, sodass ein Lächeln entstand.

Kein normales, sondern ein törichtes. Ja, das genau war es. Diese Frau lächelte töricht, verloren, unwirklich, fremd und irgendwie unecht.

»John!« Suko sprach sehr leise. Wahrscheinlich wollte er die Frau nicht erschrecken. »Ich glaube, wir haben es hier mit einer Person zu tun, die nicht normal ist.«

»Du meinst geistesgestört?«

Die Frage war mir so herausgerutscht, aber Suko hatte sie richtig verstanden, denn er nickte. »Das genau ist es gewesen, John. Geistesgestört. Mehr möchte ich nicht sagen.«

Wenn ich mir die Person so anschaute, hatte mein Freund genau ins Schwarze getroffen. Diese Frau, die uns da gegenüberstand, war nicht mehr normal.

Ihr Geist musste stark verwirrt sein, anders konnte ich mir das Klappern mit den Gebeinen nicht erklären.

»Wie heißen Sie?« fragte ich.

Sie lachte nur. Es war mehr ein Kichern, das über ihre schmalen Lippen drang und uns ebenfalls nicht sehr natürlich vorkam. Da steckte schon mehr dahinter.

»Haben Sie wirklich keinen Namen?«

Sie wollte weitergehen und setzte auch ihre beiden Knochenteile wieder in Bewegung, sodass sie abermals mit der klappernden Musik begann, die uns allmählich auf den Wecker fiel.

Suko griff zu. Er bekam sie in der rechten Armbeuge zu fassen und zog sie zurück. Die rechte Hand geriet dabei aus der Richtung, sodass das Gebein ins Leere schlug.

Mein Freund hielt die Frau fest. »Sag mal, John, wo bringen wir sie hin?«

Da hatte ich auch keine Lösung. »Irgendwo muss sie ja hergekommen sein«, murmelte ich und schaute die Straße entlang.

»Wie weit ist es denn zum nächsten Dorf?« fragte Suko.

»Für einen Fußmarsch zu weit.«

»Dann ist sie sicherlich aus Lauder gekommen, hat einen kleinen Spaziergang gemacht, mit den Knochen geklappert und will jetzt wieder zurück.«

Ich runzelte die Stirn. »Kann ich mir zwar auch schlecht vorstellen, aber wir können sie ja fragen.« Ich schaute der Frau in die glanzlosen Augen. »Wo sind Sie hergekommen?«

Eigentlich hatte ich nicht damit gerechnet, eine Antwort zu bekommen. Sie gab sie mir dennoch. »Aus der Gruft…«

Ich stutzte.

»Gruft haben Sie gesagt?« fragte Suko.

»Ja, die Totengruft meiner Ahnin. Dort wartet man auf mich. Es ist schön da.«

»Redet die wirr?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir werden sie jedenfalls mal mitnehmen.«

»Ja, dafür bin ich auch.«

Gemeinsam verfrachteten wir die Unbekannte in den Rover.

Sobald sie die Chance bekam, begann sie wieder mit ihren beiden Gebeinen zu klappern. Für immer wollte ich diese Laute auch nicht hören.

Suko tat das einzig Vernünftige. Er setzte sich zu ihr in den Fond und sorgte auch dafür, dass das Klappern verstummte.

Ich ließ den Motor an. Es war wirklich am besten, wenn wir die Frau nach Lauder auf das Polizeirevier schafften. Wenn sie tatsächlich aus der Stadt kam, war sie dort sicherlich bekannt. In dem Ort kannte jeder jeden.

Bereits nach einer Fahrt von wenigen Metern traf mich die erste Enttäuschung. Die Knochen hatte ihr Suko zwar weggenommen, deshalb wollte die Frau aber nicht auf Musik verzichten. Sie begann leise zu singen.

Es waren Kinderreime, die sie aus einer Gedächtnisschublade

hervorgezogen hatte. Im Innenspiegel konnte ich sie erkennen, wenn sie den Kopf im Rhythmus ihres Gesanges bewegte.

Die Entfernung nach Lauder war nicht mehr als ein Katzensprung. Schon fuhren wir an den ersten Gehöften und Häusern vorbei. Alles wirkte sauber, im Licht der spätwinterlichen Sonne glänzte es sogar. In zwei Tagen schrieben wir schon März, dann begann der Frühlingsmonat. Leider nahmen meine Gegner auf Jahreszeiten und auf die Gefühle der Menschen keine Rücksicht.

Lauder gehörte zu den Orten, die sich der bergigen Landschaft auch angepasst hatten. Die Straßen verliefen nur selten normal und geradeaus. Zumeist ging es auf und nieder, und auch die Polizeistation lag, von der Hauptstraße aus gesehen, in einem kleinen Tal. Wir rollten die Fahrbahn hinab, vorbei an einer langen Bruchsteinmauer und fuhren fast auf das Gebäude zu. Zum Haus gehörten auch mehrere Parktaschen, in denen Besucher ihre Wagen abstellen konnten.

Die Frau wollte nicht aussteigen. Suko musste sie schon ziehen.

Mit ihr zusammen blieb er neben dem Rover stehen und hielt sie in Höhe ihrer Ellenbogen fest.

Einigen Leuten war etwas aufgefallen. Sie starrten zu uns rüber und bekamen mit, wie Suko die Frau regelrecht vorschieben musste, um sie überhaupt zum Gehen zu bewegen.

Das Revier war in einem älteren, aber sehr gepflegt wirkenden Haus untergebracht. Um es zu betreten, mussten wir zunächst eine kleine Treppe hochsteigen.

Rechts und links davon befanden sich die Revierfenster. Sehr große Gebilde, die an der oberen Seite die Form eines Halbbogens aufwiesen.

Ich betrat das Revier als Erster. Die Beamten hatten nichts zu tun.

Eine Putzfrau wachste den Boden ein. Es roch entsprechend. Wer ich war, hatte sich inzwischen herumgesprochen. Zwei Beamte sprangen auf, als sie mich sahen und dabei zuschauten, wie ich die Tür aufhielt, sodass Suko die Frau über die Schwelle drücken konnte.

»Was können wir für Sie beide tun, Sir?« fragte mich einer der Polizisten, dessen Namensschild auf seinem Revers steckte.

Er hieß Gerald Gunn.

»Ich wollte zunächst fragen, wie es Sergeant McDuff geht?«

»Der tobt schon wieder rum.«

»Dann ist ja alles klar.« Ich drehte mich um und deutete auf die Frau. Sie wurde von Suko festgehalten und starrte dabei ins Leere.

»Die haben wir in der Nähe des Hohlweges getroffen«, erklärte ich.

»Sie scheint nicht ganz richtig im Kopf zu sein. Jetzt wollte ich Sie fragen, ob Sie die Dame kennen?«

Der Polizist schaute sich die Unbekannte genau an. Nach einer Weile schüttelte er seinen Kopf. »Kenn ich nicht.«

Auch sein Kollege hatte sie noch nie hier gesehen.
»Wirklich nicht?«
»Nein, Sir. Aus Lauder stammt sie jedenfalls nicht.«
»Und dabei wollte sie in diesen Ort«, sagte Suko. »Sie hatte sich sogar ein besonderes Spielzeug mitgebracht. Zwei Gebeine, mit denen sie herumklapperte.«
Gerald Gunn wurde blass. »Wirklich?«
»Ja.«
»Wie kommt sie denn daran?«
»Kann ich Ihnen auch nicht sagen. Jedenfalls hatte sie die beiden Knochen. Wir wissen natürlich nicht, was wir mit ihr anstellen sollen. Deshalb haben wir uns gedacht, dass wir sie so lange bei Ihnen lassen. Haben Sie eine Zelle frei?«
»Ja. Wollen Sie die Frau verhaften?«
»Nein, nur in Schutzhaft nehmen. Außerdem müssen wir noch mit diesem Hackett reden.«
»Ja, das können Sie versuchen, Sir. Dieser Typ zeigt sich uns gegenüber unheimlich verstockt. Vielleicht haben Sie mehr Glück.«
Er holte den Schlüssel und verließ den Platz hinter der Barriere.
Wir folgten ihm durch eine schmale Tür in einen noch schmaleren Gang, der in den Zellentrakt führte. Die Beleuchtung war ganz auf Energiesparen eingestellt.
Es gab drei Zellen. Man hatte hier noch altmodische Gittertüren, sodass ich mir wie im Wilden Westen vorkam. Eine Zelle war belegt.
Auf einem Stuhl hockte ein alter Bekannter von mir. Als mich Hackett erkannte, zogen sich seine Augenbrauen zusammen. Danach schaute er zur Seite.
Diese Geste war deutlich genug.
Suko hatte sich um die Frau gekümmert. Als die Zelle offen war, schob er die Unbekannte hinein. Nach zwei Schritten schon blieb sie stehen und drehte sich um.
»Ist was?« fragte der Chinese.
»Meine Knochen.«
Suko hob die Schultern und griff in die Tasche. Dort hatte er die Gebeine hingesteckt.
»Gib sie ihr«, sagte auch ich. »Unser Freund Hackett wird sich schon an die Musik gewöhnen.«
Suko reichte der Frau die beiden Knochen durch die Gitterstäbe.
»Was geschieht denn jetzt mit ihr?« fragte Gerald Gunn, der fasziniert zuschaute, wie die Person anfing, mit den Knochen zu klappern. Beinahe lässig schlug sie die Gebeine gegeneinander.
»Wir müssen herausfinden, zu wem sie gehört. Dann können wir weitersehen.«
»Kümmern Sie sich um die Sache, Sir?«

»So lange, wie wir Zeit haben.«

»Das hoffe ich doch. Wenn Sie mich brauchen, Sir, ich bin in der Wachtstube.«

»Okay, danke.«

Die Schritte des Mannes verklangen. Jetzt war nur mehr das Klappern der Knochen zu hören.

Auch Hackett hatte es gehört. Er war sogar aufgestanden und stellte sich dicht an die Wand, die beide Zellen trennte. »Was ist denn da los?« fragte er.

»Sie haben eine Mitgefangene bekommen.«

»Klappert die wirklich mit Knochen?«

»Ja.«

Hackett starrte mich an, als hätte er einen Geisteskranken vor sich. »Das können Sie mir doch nicht erzählen, verdammt!«

»Es ist so.«

Hackett hob die Schultern. »Irgendwann tötet sie mir den Nerv, verdammt!«

»Sie dürfen das nicht so eng sehen«, sagte ich. »Samaran hat Ihnen auch nicht den Nerv getötet.«

»Was soll das denn wieder heißen?« Er war einen Schritt zurückgewichen und stand neben seinem Bett, auf dem einige Magazine lagen, die schon sehr zerlesen aussahen.

»Er ist verschwunden, das wissen Sie, Hackett!«

Der Mann lachte und starrte auf seine verbundene Hand. Dort hatte ihn der Eiserne erwischt. »Ja, das weiß ich, und er hat euch verfluchten Bullen das Nachsehen gegeben.«

»Ihnen aber auch.«

»Ich werde es überleben. Was werfen Sie mir überhaupt vor?«

»Zum Beispiel Kidnapping.«

Er lachte und winkte ab. »Hören Sie doch auf! Dieser kleine Spaziergang war kein Kidnapping. Nein, nein, kommt mir nicht mit diesen Sachen, dann werde ich sauer.«

»Ob Sie schuldig sind oder nicht, das entscheiden die Richter. Und da machen Sie sich auf etwas gefasst.«

Hackett wollte uns eine Erwiderung geben, verschluckte die Worte allerdings, da er den hohl klingenden Geräuschen aus der Nachbarzelle lauschte.

Die hatten an Lautstärke zugenommen. Auch war der Rhythmus schneller geworden. Einzelne Tonfolgen waren kaum zu unterscheiden, sie gingen ineinander über.

»Verdammt, schafft ihr es nicht, dieser Alten da drüben das Maul zu stopfen?«

Suko nickte. »Ich werde ihr die Gebeine wieder abnehmen. Wartet einen Moment.«

Mein Freund verschwand aus unserem Sichtbereich. Plötzlich hörte das Klappern auf. Das geschah mir einfach zu schnell. Suko hatte die Dinger noch gar nicht an sich nehmen können.
Dafür hörte ich ihn schreien.
Sofort fuhr ich herum.
Suko stand auf der Gangwand. Aus der Zelle strahlte eingrelles, giftgrünes Licht, das auch gegen ihn geworfen wurde und aus seinem Körper einen Schattenriss machte.
Ich sprang hinzu und riss ihn zur Seite. So heftig, dass wir beide stolperten und zu Boden fielen.
In den dumpfen Laut hinein klangen die Schreie. Schrille Laute, die ein Tier ausgestoßen haben musste. Wie von einer Riesenfaust gepackt, wurde die Zellentür aus der Verankerung gerissen, krachte gegen die Wand und blieb dort zitternd und in einer schrägen Haltung stehen.
Noch immer lag das Schreien in der Luft. Unsere unbekannte Frau musste es ausgestoßen haben, und ich wollte es genau wissen.
Bei dem Fall war ich praktisch gelandet, stemmte mich jetzt ab, kam in die Höhe und lief auf die Zellentür zu.
Sie wurde von dem grünen Licht umstrahlt, das sein Zentrum in der Zelle hatte.
Ich schaute hinein. Als Sicherheit hatte ich mein Kreuz hervorgerissen und hielt es vor mein Gesicht, sodass ich über die waagerechten Balken hinwegblicken konnte.
In die von grünem Licht erfüllte Zelle starrte ich, gleichzeitig auch auf die Frau, die den Mittelpunkt bildete.
Aber sie sah nicht mehr so aus, wie wir sie gekannt hatten. Radikal hatte sie sich verändert.
Die Unbekannte war zu einem Skelett geworden!

***

Ich war so überrascht, dass ich überhaupt nichts tat und einfach nur zuschaute. Dieses Skelett schien den Mittelpunkt eines Brennofens zu bilden, so sehr strahlte und leuchtete es.
Auch die Polizisten hatten die Geräusche gehört. Die Tür zum Trakt wurde aufgestoßen, Gerald Gunn erschien schreckensbleich und schaute sich um.
»Weg mit dir!« brüllte ich so laut, dass er heftig erschrak und sich hastig wieder zurückzog.
Jetzt hatte ich freie Bahn.
Aber das Skelett wollte nicht. Und es bewies mir, wie gefährlich und mächtig es war.
Auf der Stelle drehte es sich wie ein Kreisel. Ich starrte auf einen furiosen Wirbel aus Licht, Knochen und gleißender Helligkeit. Ich

hörte die fauchenden Laute, die voller Wut ausgestoßen wurden und mir entgegenklangen, und ich sah, wie das Skelett durch die Mauer zur Nachbarzelle brach, als bestünde das Hindernis nur mehr aus Pappe und nicht aus festem Stein.

Ein weiteres Geräusch mischte sich in das Kreischen des gefährlichen Skeletts. Es war ein lautes Brüllen, wie es nur ein Mensch ausstoßen konnte, der Angst hatte.

Gleichzeitig vernahm ich einen dumpfen Schlag, dem ein Ächzen folgte, dann war es plötzlich still.

Neben mir kam Suko auf die Beine. Er stand da und schüttelte den Kopf, weil er nicht fassen konnte, was ihm da widerfahren war.

Er betastete sein Gesicht, schaute auf seine Finger und sprach Worte, die ich nicht verstand. Ich schüttelte ihn durch. »Was hast du?«

»John, das war wie ein Hauch aus der Hölle.«

»Und der ist verschwunden.«

»Richtig.«

Nach Sukos Antwort schaute ich in die Zelle. Dort konnte ich es selbst sehen. Nicht nur eine Wand war zerstört, ein zweites Loch schimmerte ebenfalls. Das Skelett war dafür verantwortlich. Oder die Frau.

Und es hatte sich noch etwas getan.

Auf dem Zellenboden lag Hackett. Er war schwer verletzt und sah aus, als hätte ihn jemand mit Feuer überschüttet. Brandwunden bedeckten sein Gesicht, seine Kleidung war verkohlt, nur mehr Reste hingen noch nach unten.

Es war ruhig geworden. Die beiden Polizisten betraten den Gang und sahen das Chaos.

»Was ist denn hier passiert?« fragte Gerald Gunn.

Ich hob die Schultern. »Wir hatten es mit einer magischen Entladung zu tun, möchte ich mal sagen.«

»Und wieso?« Er schaute mich so erstaunt an, als wäre ich der Lehrer und er nur ein kleiner Schüler.

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Nehmen wir esbeide als eine Tatsache hin. Und eine weitere Tatsache ist der Verletzte in der Zelle. Er braucht schnell einen Arzt.«

»Ja, natürlich.« Gunn schickte seinen Kollegen los, bevor er sich an uns vorbeidrückte und sich die Beschädigungen ansah, die das Skelett hinterlassen hatte.

»Ich hätte ja jetzt fragen können«, flüsterte er, »aber ich traue mich einfach nicht.«

»Kann ich mir vorstellen. Sie würden auch keine Antwort bekommen, Mr Gunn.«

»Es war die Frau, nicht?«

»Das ja.«

Der Polizist wurde bleich und ging so weit vor, bis er in die andere Zelle schauen konnte, wo der Schwerverletzte lag. Im Gesicht wurde Gerald Gunn käsig. »Hört dieser Schrecken denn nie auf?« fragte er flüsternd.

Da hatte er einen wahren Satz gesprochen. Es war ein Schrecken.

Weder Suko noch ich wussten, ob er mit dem des Akim Samaran etwas zu tun gehabt hatte. Vielleicht waren wir auch über einen neuen Fall gestolpert. Wenn ich genauer darüber nachdachte, wurde mir klar, dass sich unser Besuch möglicherweise noch hinziehen konnte.

Ich hatte gesehen, wie sich die Frau verwandelte. Und da das hier in der Zelle passiert war, konnte es auch überall passieren, deshalb mussten wir sie fangen.

Hackett stöhnte. Ob er je wieder so aussehen würde wie früher, war fraglich. Ich dachte auch nicht weiter darüber nach, sondern wandte mich noch einmal an Gerald Gunn, um ihn zum Nachdenken anzuregen. »Haben Sie diese Frau tatsächlich noch nicht gesehen?«

Er stand direkt unter der Lampe und wurde von dem Licht bestrahlt. »Nein, Sir, wenn ich es Ihnen sage.«

»Gibt es denn hier so etwas wie eine Gruft oder ein Totenhaus?« wollte Suko wissen.

»Wie meinen Sie, Sir?«

»So wie wir gefragt haben. Da wurde von einer Gruft gesprochen. Die Frau selbst sagte es uns auf der Fahrt nach Lauder. Sie muss wohl dort gewesen sein und ist vielleichtauch dort so geworden. Zudem muss die Gruft nicht weit von Lauder entfernt liegen. Wir können uns nicht vorstellen, dass sie stundenlang unterwegs gewesen ist und nur mit den Gebeinen geklappert hat.«

Gerald Gunn dachte nach. Er gab sich große Mühe. Ich wollte wissen, ob er überhaupt aus Lauder stammte.

»Nein, aus Glasgow. Ich bin hierher versetzt worden, weil ich es so wollte. In der Stadt gehe ich unter, hier kenne ich mehr, hier ist alles überschaubarer.«

Das stimmte. Dennoch hatte er von dieser Totengruft noch nichts gehört. Ich beschloss, meinen Vater danach zu fragen. Sollte es so eine Gruft geben, würde mein Vater es wissen.

Die aufklingenden Schritte unterbrachen unser Gespräch. Als die Tür aufgestoßen wurde, kam der Arzt. Vom Ansehen kannten wir uns, und er schaute mich für einen Moment mit gerunzelter Stirn an.

»Sind Sie nicht der Sohn von Horace F. Sinclair.«

»Das bin ich, Doc.«

»Ich grüße Sie.« Er reichte mir die Hand. »Mein Name ist Murray. Wo liegt der Verletzte?«

»Ich zeige Ihnen den Mann.« Wir gingen in die Zelle, und Murray schüttelte schon nach dem ersten Sichtkontakt den Kopf. »Himmel«,

sagte er, »das sieht böse aus.«

Der Doc war ein Mann in den besten Jahren, der dennoch den Großteil seiner Haare bereits eingebüßt hatte. Vielleicht hatte er sich in seinem Job auch zu sehr aufgeregt.

»Lassen Sie einen Wagen rufen«, wandte er sich an Gerald Gunn.

Mir kam eine Idee. Murray gehörte ebenfalls zu den älteren Einwohnern von Lauder, möglicherweise wusste er über das Totenhaus oder die Gruft Bescheid.

»Ach, das meinen Sie.«

»Wieso? Kennen Sie es?«

Noch in der Hocke sitzend winkte er ab. »Klar. Es liegt an unserem alten Bergfriedhof, der nicht mehr genutzt wird. Aber nicht dort, wo damals die Melissa durchgedreht ist, sondern in entgegengesetzter Richtung. Weg vom Fluss.«

»Wissen Sie Einzelheiten?«

»Nein und ja. Die Gruft gehört einer Familie Lockhead.« Der Doc unterbrach sich und zog eine Spritze auf. »Die Lockheads wohnen nicht mehr hier. Sie haben hier auch nur für einige Jahre gelebt, bevor sie in die große Stadt zogen, wie man früher sagte. Ihre Gruft haben Sie allerdings behalten. Man sagt, dass die Gruft der Familie in früheren Zeiten als Versteck gedient hat. Und zwar als Versteck für unliebsame Personen. Alle, die ihnen gefährlich werden konnten, wurden in die Gruft geschleudert. Dabei spielte es keine Rolle, ob sie tot oder lebendig waren. Die Lockheads kannten dabei kein Pardon.«

»Wann war denn das?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Das liegt mindestens hundert Jahre zurück. Wirklich, Mr. Sinclair, die Lockheads hatten es in sich.«

»Und weshalb?«

»Es waren Verbrecher. Zwar nicht offiziell, aber man munkelte es. Sie haben große Mengen von Land aufgekauft, wurden immer reicher und gründeten auch Industrien. Irgendwann brach der Clan dann auseinander. Das liegt auch schon achtzig Jahre zurück. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts kamen sie nicht so zurecht.«

»Gibt es denn noch Erben?«

»Bestimmt. Aber die wohnen nicht mehr hier. Sie haben sich in alle Winde verstreut. Wie gesagt, die Lockheads waren immer etwas Besonderes und für jede Schandtat gut. Die nahmen keine Rücksicht und kannten nur ihre eigene Moral. Man erzählt sich auch, dass es bei einigen Mitgliedern der Familie im Oberstübchen nicht mehr gestimmt haben soll, da muss irgendwie eine Krankheit gewesen sein, und die anderen sollen diese Leute dann lebendig begraben haben.«

»In der Gruft.«

»Ja.« Der Doc drückte sich in die Höhe. »Wenn das alles stimmt, würde ich sie als Knochensammelstelle bezeichnen.« Er schaute auf

seinen Patienten. »So, mehr kann ich für ihnnicht tun. Alles andere müssen wir im Krankenhaus machen.« Murray nahm die Tasche hoch. »Sagen Sie, Mr. Sinclair, haben Sie hier mit einem Schweißbrenner gewütet?«

»Nein.«

»Und wie kommen die Zerstörungen zustande?«

»Vielleicht war es eine Lockhead.«

»Ach.« Er blickte mich an und schüttelte den Kopf. »Das darf doch nicht wahr sein. Sie wollen tatsächlich behaupten, dass die Zerstörungen durch ein Mitglied der Familie Lockhead zustande gekommen sind?« Er lachte. »Ich glaube nicht. Sie wollen mich auf den Arm nehmen. Andererseits habe ich über Sie genug von Ihrem Vater gehört. Sie scheinen ein Mensch zu sein, der ungewöhnliche Dinge anzieht wie das Licht die Motten. Bleiben Sie noch länger?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann werden wir bestimmt noch Überraschungen mit Ihnen erleben, kann ich mir vorstellen.«

Ich lachte. »Wie Sie meinen, Doc.«

Wir verließen den Zellentrakt. Zudem mussten wir auch für die ankommenden Sanitäter Platz schaffen.

Ich rauchte eine Zigarette und dachte über das Gehörte nach.

Suko stand neben mir. »Denkst du das Gleiche wie ich?« fragte er.

»Wahrscheinlich.«

»Dann sollten wir uns auf die Socken machen. Mich haben schon immer alte Friedhöfe interessiert.«

»Mich auch«, gab ich zu. »Besonders dann, wenn sie zu dem Ort gehören, in den ich mich mal zurückziehen könnte, wenn ich alt bin.«

»Dann bleib doch jetzt schon hier.«

»Witzbold.«

»Nein, Alter, nur Realist.«

***

Es gab nicht wenige Menschen, die beide Frauen erstaunt anschauten, wenn sie ihnen entgegenkamen. Eine Chinesin in Lauder gehörte zu den Besonderheiten, und Mary Sinclairkonnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, wenn sie die Blicke sah.

»Das sind die Leute nicht gewohnt«, sagte auch Shao.

»Nein, bestimmt nicht.«

Sie hatten inzwischen die »City« erreicht. Oder das, was die Bewohner damit bezeichneten. Vom Haus der Sinclairs, das an einem Hang lag, mussten sie den Berg hinab in den Mittelpunkt des Ortes gehen, wo es all das gab, was die Menschen benötigten, um versorgt zu werden oder sich vergnügen zu können.

Geschäfte, Kneipen, Ämter, kleine Einkaufspassagen, die sich sehr

harmonisch in das alte Stadtbild einfügten. Auch kleine Plätze, wo Bänke zum Verweilen einluden.

Die kleinen roten Pflastersteine bildeten ein Muster aus großen und kleineren Kreisen.

Shao gefiel der Ort. Hektik herrschte hier kaum. Zumeist waren Frauen unterwegs, und Mary Sinclair kannte hier wohl jede. Gegrüßt wurde sie immer, oft genug blieben sie auch stehen, wenn sie angesprochen wurden, und Shao verdrückte sich dann zumeist, um in den kleinen Geschäften nachzuschauen. Viele Dinge aus dem Kunstgewerbebereich wurden verkauft. Dafür interessierte sich Shao besonders. Für ein paar kleine Figuren legte sie mehr als zwei Pfund hin.

»Die sind wirklich wunderschön«, sagte Mary, die plötzlich hinter ihr stand. »Echt Handarbeit.«

»Ja, sie passen in der Wohnung auf mein kleines Board.« Die beiden Frauen verließen den Laden.

Es hatte sich ein wenig bewölkt, auch war der Wind kälter geworden. Auf den Hängen lag noch Schnee. Wenn der Wind über die hellen Felder fuhr, wirbelte er kleine Flocken zu pulvrigen Wolken in die Höhe und trieb sie vor sich her.

Besorgt schaute Shao zum Himmel. Mit einer geschickten Bewegung wickelte sie den langen Schal enger um ihren Hals. »Es wird doch wohl keinen Schnee mehr geben«, meinte sie.

»Hoffentlich nicht. Wir haben die Nase voll.«

»Wir auch, Mrs. Sinclair. Es gab Tage, da ist London im Schnee erstickt, und anschließend kam das Glatteis.«

»Hier müssen wir allerdings mit einem erneuten Schneefall rechnen«, erklärte Mary. »Schottland ist nicht London. Zudem liegen wir hier höher. Allerdings würde ich jetzt eine kleine Pause vorschlagen. Haben Sie Hunger, Shao?«

»Nach dem Frühstück?«

»Wieso nicht? Wir sind gelaufen, und hier gibt es ein nettes Café, das erst im vorigen Herbst eröffnet hat. Es wird Ihnen sicherlich gefallen. Das würde sogar in London auffallen.«

Shao lachte. »Wenn Sie das so sagen, Mrs. Sinclair, haben Sie mich überredet.«

»Dann kommen Sie, sonst sind die Plätze besetzt.«

Sie verließen die kleine Passage, gingen einige Schritte und standen schon vor dem Laden, dessen Scheiben bis zur Erde reichten. Sie gestatteten einen vollen Durchblick in den Raum, der bis auf den letzten Tisch besetzt war.

»Da bekommen wir keinen Platz mehr, fürchte ich«, sagte Shao.

»Nicht so voreilig. Wir werden nach oben gehen. Da ist auch noch ein Saal.«

Shao hatte die Auslagen bereits gesehen. »Sind ja tolle Sachen dabei«, sagte sie.
»Das können Sie wohl sagen. Die machen hier alles selbst.«
Mrs Sinclair drückte die Tür auf, und die beiden Frauen betraten den Raum. Freundlich wurden sie vom Personal begrüßt, und als sie nach oben gehen wollten, trat ihnen eine Bedienung in den Weg.
»Da ist auch besetzt, Mrs. Sinclair.«
»Wie kommt das?«
Das Mädchen hob entschuldigend die Schultern. »Kann ich Ihnen sagen. Eine geschlossene Gesellschaft.«
»Wer feiert denn?«
»Ich weiß nicht, ob man das als Feier bezeichnen kann. Da hat sich eine Familie Lockhead getroffen.«
»Lockhead?« Mary Sinclair wiederholte den Namen und verzog dabei das Gesicht. »Lockhead sagen Sie? Das kommt mir doch so bekannt vor. Hier haben mal Lockheads gewohnt.«
»Davon hörte ich.«
»Und?«
»Jetzt traf sich die Familie. Die müssen von Glasgow und von noch weiter hergekommen sein.«
»Wissen Sie denn den Grund dieses Zusammentreffens?«
»Nein, den weiß ich nicht.«
»Egal, wir werden mal schauen. Vielleicht gibt es noch zwei freie Plätze. Vielen Dank jedenfalls.«
Sie gingen die Wendeltreppe hoch, erreichten den Raum in der ersten Etage und sahen, dass die meisten Tische besetzt waren. Man hatte sie dicht zusammengestellt. Die Leute waren ziemlich ruhig und beachteten die beiden Neuankömmlinge kaum, als diese den Raum durchquerten und an einem kleinen Zweiertisch dicht am Fenster Platz nahmen.
Auch die Bedienung erschien und fragte nach den Wünschen.
Shao wollte eigentlich nur eine Tasse Kaffee trinken, Mary Sinclair drängte ihr ein Stück Kuchen auf, das sie auch annahm.
»Sie werden es nicht bereuen, Shao, er ist wirklich über alle Ma ßen gut.«
»Ich lasse mich überraschen.«
Kuchen und Kaffee kamen sehr schnell. Shao bedankte sich, probierte den Kuchen und verdrehte die Augen, weil er so gut schmeckte.
»Na, habe ich zu viel versprochen?«
»Nein, das haben Sie nicht.«
»Ich wusste es doch. Er ist einmalig. Leider verrät mir der Konditor nicht das Rezept.«
»Das würde ich an seiner Stelle auch nicht.«
»Aber Shao, so kenne ich Sie nicht«, sagte Mary Sinclair bewusst

vorwurfsvoll.

Sie schauten durch die große Scheibe. In der Nähe stand ein niedriger Heizkörper, der eine schon bullige Wärme verbreitete. Ihr Blick fiel auf den Marktplatz, wo ein reger Betrieb eingesetzt hatte.

Hier verstand man sich noch, man traf sich und redete miteinander.

Wie auch die Lockheads.

Hin und wieder fingen die beiden Frauen Gesprächsfetzen auf.

Eigentlich banale Worte, die sich um Familienahngelegenheiten drehten. Bis Shao plötzlich einen Satz hörte, der sie aufmerksam werden ließ.

»Und wann besuchen wir die Gruft?«

»Heute noch.«

Die Chinesin runzelte die Stirn. Sie drehte sich um, damit sie auf die Gruppe schauen konnte. Überschlägig kam sie auf ein Dutzend Personen. Männer und Frauen hielten sich in der Anzahl die Waage.

»Aber ich will nicht in diese Totengruft«, sagte eine Blondine ziemlich laut. »Was soll ich da?«

»Hat man dir nicht Bescheid gegeben?« fragte eine ältere Person.

»Ja.«

»Und du bist gekommen.«

»Sonst säße ich nicht hier, Thelma.«

»Dann wirst du auch mit uns gehen. Das ist ganz einfach. Wir haben es beschlossen, du wirst dich fügen müssen.«

»Und wenn ich nicht will?«

»Hüte dich…«

Die letzte Antwort war zwar leise ausgesprochen worden, sie hatte aber sehr drohend geklungen, sodass in Shao das Misstrauen wuchs. Sie wunderte sich immer mehr über diese Versammlung. Da war eine Familie zusammengekommen, um eine Gruft zu besuchen.

Wieso? Was hatte das überhaupt für einen Sinn?

»Haben Sie das auch gehört, Mrs. Sinclair?« fragte die Chinesin.

»Sie meinen diese Gespräche?«

»Davon rede ich.«

Mary Sinclair winkte ab. »Halb so schlimm, meine Liebe. Die haben sich getroffen, um Tote zu ehren.«

»Kennen Sie die Familie?«

»Nicht mehr. Sie haben früher hier gewohnt. Das heißt, vor mehr als ein- oder zweihundert Jahren.«

»Und?«

»Was man heute hört, hat man damals nicht gerade gut über sie gesprochen. Die Familie war auch nicht sehr beliebt. Es hat da einige Unstimmigkeiten gegeben.«

»Mit wem?«

»Untereinander sollen sie sich nicht grün gewesen sein.«

»Und was hat das mit der Gruft zu tun?«

Mary Sinclair runzelte die Stirn. »Es ist bestimmt nichts Schlimmes. Die Lockheads besitzen nahe des alten Friedhofs eine alte Familiengruft. Über ihr steht ein Totenhaus. Das müssen sie erst betreten, um in die Gruft hineinzukommen.«

»Und wer liegt dort begraben?«

»Eine gewisse Dorothy Lockhead. Sie ist schon lange tot. Ich weiß auch nicht genau, wann sie starb…«

»Für eine Person eine solche Gruft?«

Mary Sinclair lachte. »Man merkt Ihnen an, Shao, mit wem Sie zusammenleben. Aus Ihren Worten spricht die Polizei. Aber Sie haben Recht. In der Tat ist es ungewöhnlich, was hier gebaut wurde. Aber die Lockheads waren auch eine außergewöhnliche Familie. Sie lebten oft genug im Streit miteinander. Gerüchte besagen, dass sie sich gegenseitig umgebracht haben sollen, aber das ist nie nachgeprüft worden. Jedenfalls hat man Dorothy Lockhead dort begraben. In den Chroniken steht zu lesen, dass sie dem Irrsinn verfallen gewesen sein soll. Sie war ein noch schwärzeres Schaf als die übrigen Lockheads.«

Shao schüttelte den Kopf und nippte an dem Kaffee, der schon kalt geworden war.

»Was haben Sie denn?«

»Ich wundere mich, dass plötzlich dieser gesamte Clan erscheint und eine dem Wahnsinn verfallene Person besuchen will. Das ist mir einfach ein Rätsel.«

»Mir ebenfalls. Nur, können wir es ändern?«

»Bestimmt nicht.« Shao lächelte fein. »Mich würde es trotzdem interessieren, aus welchem Grunde die Leute ein so plötzliches Interesse an ihren Ahnen zeigen.«

»Fragen Sie die Lockheads!«

Shao lachte auf. »Ich werde mich hüten.«

»Wieso?«

»Nein, nein, in diese Dinge mische ich mich nicht ein.« Sie nahm die fast leere Tasse und drehte sie ein wenig. »Obwohl«, fuhr sie mit nachdenklicher Stimme fort, »mir die ganze Sache schon ein wenig suspekt ist, wenn Sie verstehen.«

Mary Sinclair nahm Shao scharf ins Auge. »Werden Sie den beiden Männern Bescheid geben?«

»Meinen Sie denn, dass die sich für die Sache interessieren?«

»Bestimmt John. Ich kenne doch meinen Sohn. Der würde hinter diesem Besuch sofort etwas vermuten, darauf können Sie sich verlassen.«

»Vielleicht steckt auch mehr dahinter, als wir bisher annehmen konnten.«

Mary Sinclair hob die Schultern. »Leider kenne ich von den

Lockheads keinen. Ich hätte sonst…«

Sie stoppte, denn wie Shao hatte sie das Geräusch vernommen. Es war ein hohles Klappern und deshalb so genau zu hören, weil niemand von der Familie mehr redete.

Shao drehte sich, auch Mary schaute in die Richtung des langen Tisches. Die einzelnen Mitglieder saßen dort steif wie Ladestöcke, reagierten überhaupt nicht und lauschten nur auf das Klappern der beiden seltsamen Gegenstände, die von der Frau namens Thelma in den Händen gehalten wurden.

Shao musste sich recken, um besser sehen zu können. Erst als sie den Stuhl zurückgeschoben hatte, erkannte sie, was diese Thelma festhielt.

Es waren Gebeine!

Zuerst glaubte Shao an eine Täuschung, wischte über die Augen und schaute noch einmal hin.

Sie hatte sich nicht geirrt. Diese Thelma Lockhead hielt tatsächlich Gebeine in den Händen. Sie schlug die beiden gegeneinander und erzeugte somit das klappernde Geräusch.

»Was ist los?« fragte Mary Sinclair. Sie schaute Shao überrascht und auch irritiert an.

Die Chinesin beugte sich vor, sodass ihre Worte nur von Mrs. Sinclair verstanden werden konnten. »Dieses Klappern haben Sie ja gehört. Ich kann es kaum fassen. Es wird von alten Knochen verursacht, die Thelma Lockhead gegeneinander schlägt.«

»Das kann doch nicht sein!«

»Doch, sehen Sie es sich an!«

Mary Sinclair wollte schon aufstehen, um sich zu überzeugen, als ein plötzlicher Ruck durch die Versammelten ging, als hätte jeder von ihnen zur gleichen Zeit den Befehl bekommen.

Dann standen sie auf.

Ebenfalls gleichzeitig und wie von der Schnur gezogen. Das Rücken der Stühle war auf dem weichen Teppichboden so gut wie nicht zu vernehmen. Es geschah alles in einer gespenstischen Lautlosigkeit, nur das Knochenklappern verstummte nicht.

Thelma hatte die Führung übernommen. Sie sprach kein Wort, beachtete Shao und Mary ebenfalls nicht, sondern steuerte die Treppe an, und die anderen folgten ihr geduldig wie eine Herde Schafe.

Der Reihe nach verschwanden sie, und auch ihre Schritte verklangen allmählich.

»Das begreife, wer will, ich nicht«, sagte Shao.

»Stimmt.« Mary Sinclair gab ihr Recht.

»Und was sollen wir tun?«

»Nichts.«

Shao war überrascht. »Ich wundere mich, dass Sie so reden, denn ich werde einfach das Gefühl nicht los, dass hier etwas Unheimliches über

die Bühne gelaufen ist. Haben Sie nicht gesehen, wie sich die Leute benahmen? Das war nicht normal, völlig unnatürlich sind sie gegangen, als wären sie nur mehr Marionetten.« Shao senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Richtig gespenstisch.«

Mary Sinclair ging auf die Worte der Chinesin nicht ein. »Da unten sind sie.«

Shao schaute durch die Scheibe. In der Tat schritten sie als Gruppe über den Marktplatz. Thelma Lockhead hatte wieder die Spitze übernommen. Ob sie die Knochen noch in den Händen hielt, war nicht genau zu erkennen. Shao nahm es jedoch an, da sie ihre Arme bewegte.

»Kann man eigentlich zu Fuß bis zu dieser Gruft gehen?« fragte sie.

»Man kann. Aber es ist ziemlich weit.«

Quer über den Marktplatz schritt die Gruppe. Sie näherte sich dabei den Parkbuchten, wo zwischen anderen Fahrzeugen auch ein Bus stand, der ungefähr die Personenanzahl fasste.

»Sogar einen Bus haben sie sich gemietet«, sagte Mary Sinclair.

»Wundert Sie das?«

»Jetzt nicht mehr.«

Die Fahrertür des Busses wurde aufgestoßen, und ein Mann stieg aus. Er trug dunkle Winterkleidung. Selbst auf die große Entfernung hin war die Blässe in seinem Gesicht festzustellen. Neben der Tür blieb er stehen und hielt sie auf, damit die Lockheads einsteigen konnten. Sie taten es der Reihe nach und sehr diszipliniert.

»Jetzt fahren sie ab!« flüsterte Mary Sinclair. »Aber sie können nicht bis zum Grab oder zur Gruft.«

Shao hatte verstanden. »Es liegt am Weg, nicht wahr?«

»Genau. Der ist einfach zu steil. Ich war öfter am alten Friedhof, weil wir überlegt hatten, ob wir ihn nicht wieder rekultivieren sollten, aber die Stadtväter waren dagegen. Man sprach sogar davon, das Totenhaus abreißen zu lassen, das Vorhaben ist dann versickert.«

Shao stand auf. »Jedenfalls sollten wir etwas unternehmen, Mrs. Sinclair. Dieser Fall ist mehr als ungewöhnlich.«

»Das stimmt. Und was wollen Sie tun?«

Die Chinesin gab noch keine Antwort, da sie dem startenden Wagen nachschaute. Zumindest müssten Suko und John Bescheid wissen. Eine Frau, die mit Gebeinen klappert, ist mehr als ungewöhnlich. Ich würde sagen, außergewöhnlich…

Mrs. Sinclair lächelte schmal. »Ich bin einverstanden. Allmählich habe ich das Gefühl, dass sich mein Sohn an keinem Platz auf der Welt verstecken oder ausruhen kann.«

»Das stimmt. Dämonen sind eben allgegenwärtig.« Shao hatte ihre Jacke schon genommen und half Mary Sinclair dann noch in den Mantel, bevor sie sich den Schal um den Hals schwang.

Unten mussten sie zahlen. Die Rechnung übernahm Mrs. Sinclair.

Als sie nach draußen kamen, spürten sie sofort den auffrischenden Wind, der über den Marktplatz strich. Es war auch diesiger geworden, und Mary Sinclair deutete zum Himmel.

»Das sieht mir ganz nach Nebel aus«, sagte sie.

»Und kein Schnee?«

»Könnte auch kommen. Zumeist ist es dann Graupel.«

»Sie kennen sich hier aus, Mrs. Sinclair. Wo liegt denn das Polizeirevier eigentlich?«

»Ich führe Sie hin. Wir müssen zur Hauptstraße. Dann ist es nicht mehr weit.«

Die beiden Frauen stemmten sich gegen den Wind an. Als sie die Straße erreichten, sahen sie einen Krankenwagen, der mit eingeschaltetem Blaulicht vorbeifuhr.

»Das ist auch selten«, kommentierte Mary.

»Vielleicht ist was passiert.« Shao schleuderte den Schal wieder zurück, den der Wind ihr zur Seite gedrückt hatte.

»Das wird es sein.« Plötzlich lief Mary Sinclair einige Schritte vor.

»Da ist ja unser Wagen.« Die Frau blieb am Straßenrand stehen und winkte. Das Zeichen wurde gesehen.

***

»Deine Mutter«, sagte Suko.

Ich hatte sie ebenfalls entdeckt, fuhr links an den Straßenrand und stoppte sacht.

Auch Shao kam. Die beiden Frauen traten an den Wagen, und wir öffneten die Türen.

Aufatmend ließen sie sich in den Fond fallen. »Zu euch wollten wir«, sagte meine Mutter, als sie die Autotür zuschlug.

Ich drehte mich um. »Wieso?«

»Weil wir etwas sehr Seltsames entdeckt haben.«

»Eine Frau, die mit Gebeinen klappert«, fügte Shao hinzu.

Suko und ich saßen da, wie vom Donner gerührt. Das merkten die Frauen natürlich, und Shao fragte: »Stimmt etwas nicht?«

»Wo hast du sie gesehen?« wollte Suko wissen. Er drehte sich bei der Frage um.

»In einem Café.«

»Wirklich?«

»Ich war schließlich dabei«, erklärte meine Mutter. »Aber diese Frau hielt sich nicht allein dort auf. Noch zwölf andere Personen waren bei ihr.«

»Und was wollten die?«

»Das wissen wir nicht genau. Auf jeden Fall hatten sie vor, eine Gruft zu besuchen.«

»Also doch«, sagte ich.

Jetzt waren die beiden überrascht. Wir allerdings gaben keine Erklärungen ab, sondern ließen uns berichten, was Shao und meine Mutter erlebt hatten.

Sollte ich es als Fügung, als Schicksal oder als Zufall bezeichnen?

Vielleicht traf jeder Begriff zu einem Teil zu, jedenfalls hatte das Geklapper der Knochen die beiden Frauen ziemlich erschreckt. Und auch ihr Vorhaben, dass sie eine so alte Grabstätte besuchen wollten.

»Da muss es doch einen Grund geben«, sagte Shao zum Schluss.

»Den gibt es auch«, bemerkte Suko, »und wir werden ihn herausfinden.«

»Wie?«

»Wir wollten zu diesem Totenhaus oder zu der Gruft fahren. Ihr habt uns aufgehalten.«

»Sag nur.«

Es war an der Zeit, dass wir ebenfalls unsere Erlebnisse berichteten, und die beiden Frauen hörten angespannt und auch mit wachsendem Entsetzen zu, wenigstens meine Mutter, die solche Dinge nicht gewohnt war.

»Das ist ja schrecklich«, flüsterte sie. »Die Frau ist in Wirklichkeit ein Skelett? Ich kann es kaum glauben!«

»Und noch etwas, Mutter. Sie kam mir vor, als wäre sie nicht ganz richtig im Kopf. Ist euch das auch aufgefallen?«

»Nein, John. Auf uns machte sie einen regelrecht beherrschenden Eindruck.«

»Dann muss sie sich nach ihrer Verwandlung verändert haben«, fügte Suko hinzu.

»Das glaube ich auch.«

Mitnehmen konnten und wollten wir die Frauen nicht. Deshalb schlug ich vor, sie eben nach Hause zu fahren.

»Das ist nett, John. Deine alte Mutter hätte sich sonst ein Taxi nehmen müssen.«

Man konnte die Entfernung als einen Katzensprung bezeichnen.

Wir rollten den Hang hoch, und ich sah mich gezwungen, die Scheinwerfer einzuschalten, da der Nebel allmählich dichter wurde und bereits die ersten Schleier über die Fahrbahn und zwischen den Häusern trieben.

Auf dem Grundstück meines Vaters wendete ich sofort, ließ die beiden aussteigen und fuhr wieder ab, denn meine Mutter wollte wieder zu großen Ermahnungen ansetzen.

»Das kann sie wohl nie lassen, wie?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Welche Mutter kann das schon…?«

***

Thelma Lockhead hatte neben dem Mann vorn im Bus ihren Platz gefunden, der den Wagen lenkte und sie auch als Einzelperson in das Totenhaus und damit in die Falle der Gruft geführt hatte.

Sie hegte keinerlei Groll mehr gegen ihn und hatte auch inzwischen seinen Namen erfahren.

Er hieß James und war einmal der Butler einer gewissen Dorothy Lockhead gewesen.

»Dann müssten Sie längst tot sein«, hatte sie gesagt und zur Antwort bekommen: »Vielleicht bin ich das auch.«

Mehr wollte James über seine Person nicht sagen. Zudem musste er sich auf das Fahren konzentrieren.

Die übrigen Mitglieder des Clans verhielten sich ruhig. Zu ruhig für eine Reisegesellschaft. Sie hockten auf ihren Sitzen, starrten nach vorn und schwiegen. Niemand erzählte mehr von Familiengeschichten, keiner sprach von der nahen Zukunft, bei ihnen schien in allen Dingen eine nahtlose Übereinstimmung zu bestehen.

Natürlich war das nicht so.

Den Grund kannten die Fahrgäste nicht, der war nur zwei Menschen bekannt. James und natürlich Thelma Lockhead, die für das unnatürliche Schweigen der Menschen die Verantwortung trug.

Eigentlich lag der wahre Grund an den beiden Gebeinen. Wenn Thelma mit ihnen klapperte und sie in einem bestimmten Rhythmus gegeneinander schlug, ertönte eine Musik, die durchaus eine Macht besaß, um andere Menschen in ihren Bann zu schlagen.

So war es mit der Familie geschehen. Seit dem makabren Knochenklappern hatte keiner von ihnen mehr den Wunsch verspürt, wieder zu verschwinden. Im Gegenteil, jetzt waren sie begierig darauf, endlich an das Ziel zu gelangen.

Nur musste James sehr genau Acht geben. Auf der Straße hatte er noch normal fahren können, später wurde es schwieriger, denn der Wagen rollte über kleine Bergpfade, die für Spaziergänger geeignet waren, nicht aber für Autos oder Busse.

Zu viele Steine lagen auf dem Weg, es gab Querrillen, über die das Fahrzeug hüpfte. Auch Traktorreifen hatten im Erdreich ihre Spuren hinterlassen. Es kam noch etwas hinzu, womit alle wohl nicht gerechnet hatten.

Der Nebel!

Als grauweißes, dickes Gespinst schien er von den Berghängen in die Täler zu fließen, als würde jemand hinter ihm stehen und ihn ständig antreiben.

Längst hatte er den Bus erreicht und ihn mit seinen langen, milchigen Schlieren eingehüllt.

James saß konzentriert am Steuer. Er war ein hagerer Mensch mit einem spitzen Kinn und einer ebenso spitzen Nase. Hin und wieder

zuckten die blassen Lippen, und Thelma, die ihn genau beobachtete, hörte sogar auf, mit den Gebeinen zu klappern.

»Was hast du?«

»Es ist schwer, den Weg zu finden.«

»Du kennst ihn doch.«

»Sicher, nur nicht im Nebel.«

»Dann streng dich an!« Thelma sprach hart. Ein Zeichen, dass sich die Fronten verschoben hatten. Und zwar zu ihren Gunsten. Hatte bei ihrem ersten Besuch James noch das Kommando gehabt, tat er nun, was sie sagte. Auch von ihrer Verwirrtheit war nichts mehr zu spüren. Sie stand voll und ganz unter dem Bann ihrer Ahnherrin und war ihr eine getreue Dienerin.

Selbst markante Zeichen und Orientierungspunkte innerhalb der Landschaft waren verschwunden. Oder nur mehr schemenhaft zu erkennen, wenn man dicht heranfuhr.

Irgendwann war auch für den Bus Schluss. Das erklärte James, als er stoppte.

»Hier geht es nicht mehr weiter.«

»Und wie weit ist es bis zum Friedhof?«

»Nur ein paar Schritte. Die werdet ihr schaffen. Geht nach rechts rüber, ich bleibe hier oder auf dem Gelände.«

»Weshalb?«

»Wenn jemand kommt, bereite ich ihm einen richtigen Empfang. Ich lege mich wieder in mein Grab.«

Er sagte es mit einer so großen Selbstverständlichkeit, dass Thelma es ohne Gegenfrage akzeptierte.

Die anderen zwölf waren sitzen geblieben. Sie ließen Thelma den Vortritt, und sie stand auch auf.

»Es ist alles vorbereitet«, flüsterte James noch. »Die Fackeln brennen. Dorothy kann ihre Rache genießen.«

»Das wird sie auch.« Thelma hob die Arme bis in Brusthöhe und begann wieder mit dem Knochengeklapper. Ein scharfer, beinahe hektischer Rhythmus erfüllte den Bus, der von den Fahrgästen sofort aufgenommen wurde und sie zu einer Reaktion veranlasste.

Sie sprangen alle auf einmal in die Höhe. Als hätte jemand an ihren Köpfen oder Schultern gezogen.

Dabei starrten sie Thelma Lockhead an, die ihren Auftritt genoss.

Das Klappern der Knochen wurde leiser, es glich schon einem Streicheln, wie sie die Gebeine berührte und urplötzlich anfing zu reden.

»Wir sind fast da«, sagte sie, »und ihr wisst genau, was dies bedeutet. Ihr werdet sie bald sehen können. Eure Ahnherrin Dorothy Lockhead, der so übel mitgespielt wurde. Gleich könnt ihr erkennen, wie sehr sich die Familie an ihr versündigt hat, denn die Zeiten sind für

Dorothy nicht existent. Sie hat sie überstanden. Man gab ihr die Rose mit in den Bleisarg, aber die verblühte nicht. Und solange sie noch blüht, kann auch das Leben der Dorothy Lockhead nicht vergehen. Habt ihr verstanden? Die Rose ist es, die sie am Leben erhält. Aber das alles werdet ihr zu sehen bekommen. Steigt jetzt aus!«

Die Worte waren kaum verklungen, als sich die ersten in Bewegung setzten. Sie schauten sich um, erreichten den Mittelgang zwischen den Sitzen und schritten durch die Tür, die James mittlerweile geöffnet hatte.

Nebelschwaden drangen in den Bus und verteilten sich wie feine, lange Schleier.

Ein richtiges Gruselwetter, das zu dem schrecklichen Vorhaben der beiden Lockhead-Frauen genau passte.

Thelma wartete, bis die Letzte aus ihrem Clan den Bus verlassen hatte. Erst dann stieg auch sie aus.

Sie drehte sich noch einmal um. Von unten her schaute sie in James' unbewegtes Gesicht.

Der Butler grinste sie kalt an.

»Lebst du noch?« fragte sie leise. »Keine Sorge, ich werde es noch feststellen«, versprach Thelma.

»Grüße Dorothy von mir«, sagte James zum Abschied.

»Mach ich.«

Der Butler schaute ihr nach, wie sie sich zu den anderen gesellte.

Um seine Lippen zuckte ein kaltes Grinsen, aber er sagte nichts. Seine Gedanken behielt er für sich.

Thelma hielt noch eine kurze Rede. Sie sprach von einem großen Augenblick, den alle genießen würden. Danach setzte sie sich an die Spitze der Prozession und war schon bald von den dicht gewobenen Nebeltüchern verschluckt worden.

James wartete, bis er die Schritte ebenfalls nicht mehr hörte. Dann sprang er aus dem Wagen. Als er aufkam, konnte er sich kaum auf den Beinen halten. Wie ein Betrunkener taumelte er vor und stützte sich an der Karosserie ab.

Viel weiter hätte er nicht fahren können. Er spürte die Schwäche, die vor allen Dingen seine Beine umschlungen hielt und immer höher kriechen wollte.

Es wurde Zeit für ihn, dass er wieder in die Finsternis zurückkehrte. Helligkeit oder Sonne waren Gift für ihn.

Noch einige Sekunden ruhte er sich aus, schüttelte den Kopf und stieß sich dann ab. Beide Arme breitete er aus, um das Gleichgewicht zu halten. Dabei öffnete er den Mund. Zwei spitze Zähne stachen aus dem Oberkiefer vor.

James war ein Vampir!

Und jeder Vampir benötigt Blut, um überleben zu können. Wie gern

hätte er sich auf die Menschen gestürzt und ihnen den kostbaren Lebenssaft ausgesaugt!

Das durfte er aber nicht.

Wenigstens nicht jetzt. Später würde dann alles ganz anders aussehen. Darauf freute er sich schon.

Unter großen Mühen erreichte er schließlich den Friedhof. Den ersten Grabstein sah er dicht vor sich erscheinen. Es war ein alter, hoher »Fels«, der schief im Boden stand und von grauen Schneeflecken umgeben war.

James fiel gegen ihn. Er breitete die Arme aus und umklammerte ihn, wie ein Ertrinkender den rettenden Balken. Eisern hielt er fest, spürte die Schwäche und hatte sein Maul weit aufgerissen.

»Blut!« röchelte er. »Blut…«

Doch die Menschen waren verschwunden. So blieb dem Vampir nichts anderes übrig, als zu warten.

Zeit verging. Die anderen mussten längst das Totenhaus erreicht haben. Über dem alten Friedhof lag einegespenstische Stille. Kein Laut war zu hören, als die Nebelschwaden geisterhaft und lang über die Gräber und Grabsteine wehten.

Wirklich kein Geräusch?

Trotz seiner Apathie horchte der Blutsauger plötzlich auf. Er hatte etwas vernommen.

Schritte!

Jemand kam.

Und sicherlich ein Mensch, in dessen Adern das so wichtige Blut floss, nach dem James gierte.

Durch seine Gestalt ging ein Ruck. Verschwunden war die Schwäche. Jetzt musste er nur zuschlagen, und er dachte dabei an seine gefährlichen Waffen, die er versteckt unter der Kleidung trug…

***

Wäre ich ein Wettergott gewesen, hätte ich den Nebel sicherlich verscheucht. Aber ich war keiner. Und auch Suko hob nur die Schultern, als er trocken bemerkte: »That's life.«

Ja, so war das Leben. Mal gerade, mal hügelig, wie die Strecke, die wir fuhren.

Ich hatte den alten Friedhof selbst noch nicht besucht, nicht mal gesehen, doch ich wusste, wie ich ihn erreichen konnte. Das war schon einiges wert.

Der Rover schaffte die Strecke prima. Auch wenn seine Federung und die Stoßdämpfer über Gebühr strapaziert wurden und die Reifen über manch spitzen Stein rumpelten, den ich wegen des dicken Nebels überhaupt nicht sah.

Mit gefrorenen Pfützen mussten wir auch rechnen, da hier oben nur

an bestimmten Stellen Tauwetter eingetreten war. Manchmal rutschten wir über die Eisflächen hinweg, und als das Gelände noch unwegsamer wurde, hielt ich an.

Suko stieg zuerst aus. »Hier ist der Weg auch zu Ende«, sagte er, als ich den Wagenschlag öffnete.

»Sind wir am Friedhof?«

»Ich kann noch nichts erkennen.«

Wenige Yards später wussten wir genau, dass wir unser Ziel erreicht hatten. Da tauchten, wie längst vergessene und versteinerte Dokumente einer früheren Zeit, die Grabsteine vor uns auf.

Hin und wieder standen sie auf Erdhügeln, manchmal auch auf dem flachen Boden. Dabei bildeten sie Figuren. Kreuze sah ich nur wenige. Das meiste waren Platten.

Auch standen die Steine nicht zu dicht beieinander. Zwischen ihnen befand sich stets genügend Platz. Dort wuchs dann das raue, kräftige Berggras. Oder es waren Schneeflecken zu sehen, die den Boden blassgrau bedeckten.

Auch der Nebel fiel auf den Friedhof. Er kam von den Bergen, drang schräg nach unten, rollte weiter und fand auch genügend Platz, um sich auf dem alten Totenacker zu verteilen. Wenn die Schwaden meine Haut berührten, hatte ich das Gefühl, von feuchten Tüchern umwickelt zu werden, und auf meinem Gesicht sammelten sich die ersten Tropfen.

»Das Totenhaus müsste ja zu sehen sein«, meinte Suko.

»Ja, wenn wir nahe genug dran sind.«

»Weißt du, in welche Richtung wir gehen müssen?«

»Leider nein.«

»Dann wäre es wohl am besten, wenn wir uns trennen«, schlug mein Freund vor.

Damit war ich einverstanden.

Wir sprachen noch einige Dinge ab, und Suko redete darüber, was ihn wunderte. »Ich habe den Bus noch nicht gesehen, auch keine der zwölf Personen.«

Das sah ich gelassener. »Es gibt viele Wege, die nach Rom führen.«

»Willst du Rom mit diesem Friedhof vergleichen?«

»So ungefähr.« Ich schaute auf meine Uhr. »Außerdem sind die bestimmt schon am Ziel.«

»Dann sollten wir uns beeilen.«

»Ja.«

Wir entschlossen uns dazu, einen großen Bogen zu schlagen. Irgendwann würden wir wieder zusammentreffen. Falls einer etwas von dem anderen entdeckte, sollte er sich durch einen Ruf bemerkbar machen. Der Totenackerwar nicht so groß, als dass ein Schrei nicht gehört werden konnte.

Suko schlug die rechte Richtung ein, ich nahm die entgegengesetzte. Schon nach wenigen Schritten war von meinem Partner nichts mehr zu sehen. Uns beide hatte die graue Suppe verschluckt wie ein wallendes Meer.

Es ist auch für mich kein erhebendes Gefühl, mich auf einem Friedhof zu bewegen. Ich mochte diese Totenäcker auch am Tage und bei Sonnenschein nicht, in der Nacht oder bei Nebel noch weniger.

Man sieht nichts. Man fühlt sich eingekesselt und von zahlreichen Gegnern umlauert. Da wird jeder Nebelstreifen zu einem würgenden Arm oder einer gefährlichen Schlinge, wenn sie so dicht am Körper oder am Gesicht vorbeistreicht.

Da der Friedhof am Hang lag, war das Gelände dementsprechend. Ich musste ebenfalls schräg laufen und mich der Hanglage anpassen, um nicht abzurutschen oder umzukippen. Hin und wieder hielt ich mich auch an einem Grabstein fest.

Trotz des Nebels bekam ich allmählich einen besseren Überblick.

Ich wusste jetzt, wo ich mich befand. Und zwar bewegte ich mich am äußeren Rand des Totenackers entlang. Rechts von mir lagen die alten Gräber. Links stieg das Gelände in die Höhe.

Zu weit wollte ich auch nicht abkommen. Aus diesem Grunde änderte ich die Richtung und näherte mich wieder dem eigentlichen Friedhof. Eine besonders markante Stelle fiel mir auf, da ich einen sehr großen Grabstein entdeckte.

Er stand auf einer Platte und sah aus wie ein in die Höhe gereckter dunkler Arm.

Vor dem Grabstein blieb ich stehen. Nicht weil die Form mich so fasziniert hätte, etwas anderes hatte meine Aufmerksamkeit voll und ganz in Anspruch genommen.

Es war die aufgewühlte Erde dicht vor meinen Füßen. Sie befand sich im rechten Winkel zum Grabstein. Dies ließ darauf schließen, dass jemand versucht hatte, sein Grab zu verlassen oder schon aus ihm herausgeklettert war.

Als ich in die Knie ging und Erde zwischen die Finger nahm, um sie genauer zu untersuchen, bekam ich eine Gänsehaut. Die aufgewühlte Erde war nicht normal.

Das passte einfach nicht auf diesen Totenacker, auch wenn er sehr alt war und in seiner Erde Menschen begraben lagen, von denen nur mehr Asche zurückgeblieben war.

Und jetzt dieser aufgewühlte Boden.

Da war bestimmt jemand hervorgekrochen. Eine andere Möglichkeit kam für mich nicht in Betracht. Ich dachte an die schmutzige Kleidung der Frau und brachte die Person automatisch mit dem aufgebrochenen Grab in Verbindung. Ja, da musste etwas dran sein.

Aber wo steckte dieser Jemand? Hielt er sich vielleicht im Totenhaus

verborgen?
Ich kam wieder hoch und drehte mich blitzschnell um.
Der Schatten war plötzlich verschwunden. Er musste hinter mir gelauert haben, und als ich aufstand, war er einfach zur Seite gehuscht.
Weg und fertig…
Ich starrte in den Nebel. Etwas anderes blieb mir nicht übrig. Zudem wollte ich nicht daran glauben, dass es Suko gewesen war.
Vielleicht handelte es sich bei diesem Schatten um die Person, die dem Grab entstiegen war.
Deshalb rechnete ich mit einem Zombie!
Stehen bleiben konnte ich hier auch nicht. Zudem wollte ich auch keinen Rückzug antreten und ging praktisch auf die Gefahr zu. Ich näherte mich dem Punkt, wo ich auch den Schatten gesehen hatte.
Wenn er dort noch lauerte, würde ich ihn stellen. Dann sollte er ruhig kommen. Eine geweihte Silberkugel war immer schneller als er.
Die Waffe hatte ich noch nicht gezogen. Die Jacke war dafür geöffnet, und meine rechte Hand bereit, sofort zuzugreifen.
Der Nebel veränderte die Geräusche. Er war wieder dichter geworden. Meine eigenen Schritte kamen mir vor wie das Schleifen von Papier, wenn ich durch das hohe Gras ging.
Manchmal spürte ich auch das kalte Gefühl der Gefahr im Nacken und wurde dann immer sehr vorsichtig.
Noch griff mich niemand an. Auch von Suko hörte und sah ich nichts. Das aufgebrochene Grab lag mittlerweile so weit hinter mir, dass es von den grauen Schleiern längst verdeckt worden war. Dafür erschienen dann, wie von Gardinen umweht, die nächsten Grabsteine.
Es war eine Dreiergruppe. Solche Steine hatte ich auf diesem Friedhof noch nicht zu Gesicht bekommen. Sie standen sehr dicht nebeneinander, waren ziemlich schmal und kamen mir vor wie auf den Kopf gestellte Platten.
Ich ging noch näher heran. Da ich von der Rückseite kam, musste ich um sie herumschreiten, da es mich plötzlich interessierte, wer hier begraben lag.
Es waren Namen eingeritzt. Lesen konnte ich sie nicht, da grünes Moos sie wie ein dicker Saum bedeckte. Um die Namen lesen zu können, musste ich die Schicht erst abkratzen.
Mein Taschenmesser holte ich hervor, klappte es auf und machte mich an die Arbeit.
Schon bald stellte ich fest, dass unter dieser Erde eine Familie lag.
Mutter, Vater und Kind. Sie alle drei waren bereits im vorigen Jahrhundert gestorben.
Wieder stemmte ich mich hoch. Da es um mich herum sehr still war, hörte ich auch das leise Geräusch in meinem Rücken. Ein Sirren

musste es gewesen sein. Etwas berührte meine Haare, mein Gesicht, auch das Kinn, den Hals – und wurde zugezogen.

Ruckartig ging das, sodass ich keine Chance bekam, die Würgeschlinge zu lösen.

Hinzu kam das Pech meines schlechten Standes. Der nächste Zug oder Ruck beförderte mich so heftig nach hinten, dass ich das Gleichgewicht verlor und rücklings zu Boden fiel. Zum Glück war die Erde weich, auch lagen keine großen Steine im Weg, aber ich war erst einmal außer Gefecht gesetzt, denn atmen konnte ich nicht mehr.

Dafür noch hören.

Es war ein hartes, gemeines Lachen, das überging in ein hämisches Kichern. Schritte näherten sich mir.

Mühsam drehte ich den Kopf nach rechts.

Aus dem grauen Nebel erschien die Gestalt. Sie kam mir vor wie ein Cowboy, der ein Lasso hielt. Wenn ich bei dem Vergleich blieb, musste ich das gefangene Rind sein.

Sehr schnell war er da. Nach jedem Schritt verkürzte er auch das verdammte dünne Seil. Ich sah seine dunkle Kleidung, das hellere Gesicht, den aufgerissenen Mund und wusste plötzlich, wen ich vor mir hatte, denn die beiden spitzen Zähne, das Markenzeichen schlechthin, waren einfach nicht zu übersehen.

Ein Vampir lief auf mich zu!

***

Suko hatte mehr Glück!

Auch er bewegte sich am Rande des Totenackers entlang, nur eben in eine andere Richtung. Und aus den Schwaden erschien plötzlich ein kantiger Schatten, der in seiner Größe so gar nicht auf den Friedhof und in die Umgebung passen wollte.

Es war der Bus!

Als Suko – ein vorsichtiger Mensch – dies erkannte, blieb er zunächst einmal stehen. Er wollte keine offenen Fallen einrennen und sich vergewissern, dass niemand in der unmittelbaren Nähe des Busses lauerte.

Es war natürlich schwer, den Nebel zu durchdringen, aber der Inspektor hatte Glück.

Kein Mensch war in der unmittelbaren Umgebung, und so bewegte er sich mit behutsam gesetzten Schritten auf das Fahrzeug zu.

An der Fahrerseite blieb er stehen.

Kein Kopf schaute über den Rand der Fenster. Die Scheiben waren beschlagen. Tropfenbahnen hatten ihre Spuren hinterlassen, und auch auf dem Metall lag die Feuchtigkeit wie eine zweite Haut.

Suko legte eine Hand auf die Motorhaube. Sie fühlte sich noch warm an. Aus diesem Grunde musste das Fahrzeug erst vor kurzem gestoppt

worden sein. Viel Vorsprung konnten die Leute seiner Ansicht nach nicht haben. Der Chinese gingtrotzdem auf Nummer sicher, öffnete die Tür und warf einen Blick in den Bus.

Er war leer.

Weder der Fahrer noch ein Fahrgast hielten sich dort auf, und Suko drückte die Tür schnell wieder zu.

Er selbst wusste nicht, wo sich dieses Totenhaus oder die Gruft befand. Aber die Menschen hatten ihm unbewusst eine Hilfe gegeben. Mit so vielen Personen musste man einfach Spuren hinterlassen, und danach suchte der Chinese.

Am Ausstieg fand er sie, und er sah sie auch weiter, denn das harte Gras war vom Druck der Füße nach unten getreten worden, sodass Suko diesen Spuren bequem folgen konnte.

Sie führten vom Bus weg und dabei in eine Richtung, in der Suko seinen Freund John Sinclair nicht finden würde. Auch als sie einen Bogen schlugen, geriet er auf die andere Seite eines flachen Hügels, entdeckte einen schmalen Trampelpfad und auch die sich dort abzeichnenden Abdrücke der Füße.

Suko lächelte scharf. Er brauchte nur mehr diesen Spuren zu folgen, um das Ziel erreichen zu können.

Ihn umgab die Stille des gespenstischen Nebels. Hinzu kam die unheimlich wirkende Umgebung des Friedhofs, die alten Grabsteine, die platten Gräber, die zertretenen Flächen, dazu grauweiße Schneereste, das alles wirkte wie eine tote, menschenfeindliche Landschaft auf einem anderen Stern.

Und das nach allem greifen wollende Gespinst zeichnete sich erst nur verschwommen ab und nahm dann immer deutlichere Konturen an, je mehr sich Suko diesem Monument näherte.

Es war in der Tat ein Totenhaus. Schlicht gebaut in seiner rechteckigen Form. Keine marmornen Säulen, die ein Eingangsdach stützten, wie man es oft in den USA sah. Hier hatte sich nur jemand eine ziemlich einfache Grabstätte schaffen wollen.

Suko blieb vorsichtig.

Es war nicht nötig, da sich keiner der Personen, die er suchte, vor dem Haus aufhielt.

Dennoch kam es Suko vor wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Sämtliche Fußspuren wiesen in eine Richtung.

Zum Eingang hin!

Suko schritt nicht direkt darauf zu. Er reagierte so, wie er es auch bei der Entdeckung des Busses getan hatte. Einmal ging er um das Totenhaus herum und schaute nach, ob in den Mauern irgendwelche Fensteröffnungen zu sehen waren.

Bis auf das Eingangstor konnte Suko keinen weiteren Durchbruch entdecken. Der Rest des Bauwerks bestand aus glatten Steinen.

Blieb das Tor.

Als Suko es erreichte, drückte er den Kopf vor und legte sein Ohr gegen das Holz.

Weder Stimmen noch Schritte vernahm er. Hinter dem Eingang schien eine tödliche Ruhe zu herrschen, als wäre das Haus menschenleer. Daran wollte Suko nicht glauben, deshalb legte er seine Hand auf die Klinke und drückte das schwere Stück Eisen nach unten.

Die Tür war nicht verschlossen. Sie knarrte ein wenig in den Angeln, als sie der Chinese aufzog und zunächst nur durch den Spalt in das Innere des großen Grabmals schaute.

Mit einer tiefen Dunkelheit hatte er gerechnet und war umso überraschter, als er den dunkelroten Schein der Fackeln sah, die das Innere ausfüllten.

Vier Fackeln waren es genau, die ihr zuckendes Licht verbreiteten und auch die entsprechenden tanzenden Schatten schufen, die geheimnisvoll über die Wände glitten.

Gegenstände sah Suko keine. Dieser Raum hinter der Tür war bis auf die Lichtquellen völlig leer. Er entdeckte auch keinen Sarg, und ihm fiel ein, dass ja von einer Gruft gesprochen worden war.

Grüfte lagen in der Erde.

So musste es auch bei diesem Totenhaus sein. Wahrscheinlich diente die Gruft als Unterbau, und irgendwo musste es demnach einen Einstieg in diese Welt geben.

Den suchte der Inspektor, als er sich vorsichtig in Bewegung setzte und tiefer in das Grabmal hineinschritt.

Das Fackellicht wies ihm den Weg. Die brennenden Stäbe standen sich gegenüber, sodass Suko ihren Flammenkreis durchschritt und auf die dem Eingang gegenüberliegende Wandseite zuschritt.

Bis dorthin kam er nicht, denn im letzten Augenblick sah er die Öffnung im Boden.

Eine Falle.

Suko kniete sich nieder, entdeckte auch die Rutsche und sah sie in einer Tiefe verschwinden, aus der er leise Stimmen vernahm.

Männer und Frauen redeten, dazwischen hörte er das Klappern von Knochen, und er wusste genau, dass auch er den Weg nehmen musste, wollte er an sein Ziel gelangen.

Obwohl aus der Tiefe ebenfalls Fackelschein drang, konnte Suko das Ende der Rutsche nicht erkennen, das diese in einem nach links führenden Halbkreis seinem Blick entschwand.

Der Chinese streckte seinen Arm aus und prüfte die Rutschfläche.

Sie gefiel ihm nicht, weil sie zu glatt war. Er würde, erst einmal in Fahrt, wohl kaum noch stoppen können und erst am Ziel aufgehalten werden.

Das war das große Risiko!

Suko musste es trotzdem eingehen, wollte er überhaupt einen Erfolg erringen.

Mit den Handballen stützte er sich ab, stemmte sich dabei sogar noch hoch und konnte die Beine ausstrecken. Die Hacken berührten die Rutsche zuerst. Suko gab noch ein wenig nach, saß jetzt mit dem Hinterteil auf der glatten Fläche und ließ los.

Suko wurde plötzlich sehr schnell, geriet auch in die Kurve und bekam direkt nach ihr einen freien Blick.

Was er sah, war ungeheuer.

Gebeine, Menschen, einen Sarg, darin ein Skelett. Gleichzeitig nahm die Geschwindigkeit noch einmal zu. Bevor sich Suko auf die neuen Dinge einstellen konnte, hatte er sein Ziel bereits erreicht. Mit den Füßen zuerst landete er in einem Knochenhaufen. Unter seinem Gewicht zerbrachen oder zersplitterten viele Teile.

Suko sackte ein. Er wusste, dass er sich in einer großen Gefahr befand, und handelte dementsprechend.

So rasch es ging, drehte er sich zur Seite, um sich danach wieder in die Höhe zu stemmen.

Das hätte auch geklappt, wenn der Boden normal hart gewesen wäre. So aber stand der Chinese in dem Knochenhaufen und kämpfte mit dem Gleichgewicht.

Zu viel Mühe.

Das sah auch Thelma Lockhead.

Plötzlich klang ihre Stimme überhaupt nicht mehr wie die einer Geistesgestörten, sondern hart und kalt.

»Packt ihn!«

Vier Männer stürmten los. Und Suko musste sie kommen lassen, denn er schaffte es nicht mehr, seine Pistole zu ziehen. Genau in dem Augenblick, als sie ihn erreichten, musste auch er in den Knochenhaufen fallen.

Die anderen machten es hart.

Sie warfen sich vor und fielen wie eine Welle aus Körpern über dem Inspektor zusammen.

Suko spürte den Druck, der ihn tiefer in den Knochenhaufen versinken ließ.

Aber er gab nicht auf. Was die anderen konnten, schaffte er auch.

Plötzlich schossen zwei Körper wieder in die Höhe. Sie rissen noch einige Gebeine mit, die rasch wieder nach unten kippten und den übrigen Knochenhaufen zur gleichen Zeit erreichten wie auch die beiden Männer, die sich Suko mit zwei Karatetritten vom Hals geschafft hatte.

Die anderen beiden schlugen zu.

Leider konnte sich Suko nur mehr auf einen konzentrieren, weil der zweite, ein schwerer und keuchender Kerl, sich mit den Knien auf

seinen Arm gesetzt hatte.

Der Faustschlag traf Gegner Nummer eins so hart, dass der Typ zurückgeschleudert wurde und sogar bis gegen die Wand krachte, wo er zusammenbrach.

Und dann erwischte es Suko.

Der Dicke hatte sich einen Knochen geschnappt.

Damit drosch er zu.

Einmal, zweimal…

Suko hörte das Splittern des Knochens. Es war nicht seiner, sondern der zweckentfremdete, und der Chinese hatte das Gefühl, als würde sein Kopf ständig anwachsen.

Dabei sah er die Wellen der Bewusstlosigkeit förmlich auf sich zuschwimmen, aber erst der dritte Hieb schaffte es, den Chinesen in den tiefen Schlaf zu schicken.

Erschöpft hielt der dicke Kerl inne, drehte den Kopf und schaute zu Thelma hinüber.

»So«, sagte diese nur, »so…«

***

Die verdammte Schlinge schloss gewissermaßen fugendicht, und ich steckte in einer bösen Falle, aus der ich zunächst einmal keine Chance zur Flucht sah, denn mein Gegner, der Blutsauger, schleifte mich noch ein Stück über den Boden, obwohl ich versucht hatte, die Hacken in die Erde zu stemmen.

Ich hatte gegen verdammt starke Dämonen gekämpft. Dabei brauchte ich nur an die Großen Alten zu denken oder an die Mitglieder der Mordliga. Sie alle hatten es nicht geschafft, mich zu erledigen, doch dieser Vampir brachte mich fast bis an den Rand der Verzweiflung.

Ein Mensch braucht zum Atmen Luft.

Und ausgerechnet die fehlte mir.

Dafür grub sich die dünne Schlinge so tief in meinen Hals, dass ich das Gefühl bekam, von einem dünnen Messer- oder Sägeblatt stranguliert zu werden.

Auch an meine Beretta kam ich nicht so schnell heran, weil der Vampir einfach zu flink war. Er musste eine wahnsinnige Gier nach Menschenblut verspüren, denn er stürzte sich auf mich.

Das konnte meine Chance sein.

Bewusstlos war ich nicht. Auch schien der Vampir nur mehr mit Menschen Erfahrungen gesammelt zu haben, die sich bei seinem Auftauchen fast zu Tode erschreckten und er leichtes Spiel bekam.

Das war bei mir nicht der Fall.

Eine Waffe hielt ich noch in der Hand. Es war das kleine Taschenmesser aus der Schweiz. Die Klinge war noch ausgefahren, nur steckte sie jetzt im weichen Boden, da ich meine rechte Hand

dementsprechend gedreht hatte.

Man kann einen Vampir durch zahlreiche Waffen erledigen.

Sonnenlicht, Kreuze, Eichenpflöcke, nur ein Taschenmesser eignet sich nicht dazu. Aber man kann mit ihm ein Seil durchtrennen, und das musste mir in den nächsten Sekunden gelingen, sonst war ich verloren.

Der Blutsauger lag hechelnd auf mir. Seine tastenden Hände fuhren über meinen Körper und suchten nach einer geeigneten Stelle, um die Zähne in die Kehle oder den Hals schlagen zu können.

Ich gab mich völlig entspannt. Nach wie vor umspannte das Band meinen Hals.

Die Augen hielt ich nur einen Spaltbreit offen. Unscharf erkannte ich das blasse Gesicht des Blutsaugers, hörte weiterhin sein Hecheln, das plötzlich in einen überraschten Laut mündete, als ich beide Beine anzog und dem Blutsauger die Knie in die Magengegend stieß.

Er wurde von mir so weit nach hinten katapultiert, dass er bis gegen einen Grabstein fiel. Zwar ließ er die verdammte Schlinge nicht los, da er sie um sein Handgelenk gewickelt hatte, aber ich bekam trotzdem Zeit.

Mit einem Zug hatte ich die Klinge aus dem Boden gerissen, durchtrennte die Schlinge dicht vor meinem Kinn und nahm anschließend acht Finger zu Hilfe, von denen ich mindestens vier zwischen Schlinge und Hals schieben wollte, um den Druck zu lockern.

Das war nicht einfach. Ich musste den Kopf drehen, spürte auch Blut, und der Vampir kam wieder.

Ich warf mich auf dem Boden von einer Seite zur anderen, die Schlinge lockerte sich ein wenig, aber nicht weit genug. Mit einem plötzlichen Tritt verschaffte ich mir Luft. Mein Gegner hatte das Bein zu spät gesehen und stolperte.

Jetzt ging es mir besser. Nur mehr wenige Sekundenreichten aus, um die Schlinge so weit zu lockern, dass ich wieder einigermaßen Luft bekam.

Obwohl der Schlingendruck gar nicht mal lange angehalten hatte, war es schwer, einzuatmen. Ich atmete röchelnd und bekam auch etwas von den Schmerzen mit.

Der Vampir geriet in Rage. Er war plötzlich außer sich, als er erkannte, was mit ihm passiert war. Sein ganzer Plan war in die Binsen gegangen, das Opfer hatte sich befreien können, und so etwas stachelte ihn an.

Ich ließ ihn kommen.

Als er sich auf mich stürzen wollte, rollte ich mich gedankenschnell zur Seite, sodass er genau ins Leere fiel und dicht neben mir zu Boden knallte. Diese Chance ließ ich mir natürlich nicht entgehen. Er kam

bereits hoch, als ich zu einem Klammergriff in seinen Nacken ansetzte und sein Gesicht in die kalte, feuchte Erde drückte.

Zudem rollte ich mich noch auf ihn und stemmte meine Knie in seinen Rücken.

Mit der freien Hand holte ich das Kreuz hervor und warnte ihn auch. »Sei nur friedlich!«

Hoffentlich hatte er mich verstanden. Mir jedenfalls waren die rau gesprochenen Worte fremd vorgekommen, da sich in der Kehle Rost festgesetzt zu haben schien.

Möglicherweise spürte er die Aura des Kreuzes, denn er blieb auf dem Bauch liegen und rührte sich nicht.

Ich glitt zur Seite. Meinen Gegner ließ ich nicht aus den Augen und hielt das Kreuz so, dass er es sehen musste, wenn er plötzlich in die Höhe sprang und mich angreifen wollte.

Das tat er nicht.

Ich konnte aufstehen, und erst als ich auf den Beinen stand, befahl ich ihm, hochzukommen.

»Los, Blutsauger, auf die Füße!«

Sein Sprung war überhaupt keiner. Die Aktion glich einem Taumeln und Hochstemmen. Dieser Blutsauger musste sich mit seinem Angriff auf mich total verausgabt haben.

Dann sah er noch das Kreuz.

Der Schrei brach aus seinem Mund wie ein falsch angesetzter Trompetenstoß. Mein Gegner schüttelte dabei seinen Schädel und zog sich zurück. Selbst mein Ruf konnte ihn nicht stoppen. Erst ein hoher Grabstein bereitete seinem Lauf ein Ende. Er prallte gegen das Hindernis, wurde zur Seite gedrückt, fiel auch und umklammerte den Stein so hart, als wäre er seine letzte Rettung.

In dieser Haltung blieb er auch. Seine Arme hingen wie Schläuche über die obere gebogene Kante, mit dem Kinn berührte er den Stein ebenfalls, und seine Augen waren weit und ängstlich aufgerissen.

Dünne Nebelschwaden umtanzten ihn. Dieser Vampir bot tatsächlich ein Bild des Jammers. Alle Kraft war aus seinem Körper verschwunden.

Ich beließ es nicht bei unserer trennenden Distanz, sondern schritt gemächlich auf ihn zu. Dabei veränderte sich die Lage des Kreuzes nicht, er musste auf diesen geweihten Talisman schauen, und er würde vor Angst vergehen, das war mir klar.

»Das Kreuz!« keuchte er. »Ich hasse es. Nimm es weg, verdammt! Nimm es weg!«

Mein Lächeln fiel kalt aus. »Ich weiß, dass du das Kreuz hasst. Das ist auch Sinn der Sache, aber ich werde es nicht wegnehmen, sondern es dir in deine bleiche Vampirfratze pressen…«

»Nein! Nein!« heulte er. Die Jaultöne schwangen über den alten

Todesacker und wurden vom Nebel aufgesaugt.

Eine gute Armlänge vor ihm stoppte ich meinen Schritt. Ich wollte ihn nicht ausschalten, jetzt noch nicht, denn seine Angst konnte ich für meine Zwecke ausnutzen.

»Wenn ich es etwas vordrücke und dich damit berühre, wirst du vergehen«, versprach ich ihm. »Dann ist alles aus. Du verfaulst, zerfällst zu Staub und wirst vom Regen in die Erde des alten Todesackers eingewaschen…«

Er drückte seinen Oberkörper zurück, ohne allerdings den Kopf auch nach hinten schieben zu können, weil ihm einfach die Kraft fehlte.

»Aber ich lasse mit mir reden, Blutsauger, wenn du mir einige Fragen beantwortest.«

Das hatte er verstanden. Durch eine Pendelbewegung brachte er seinen Kopf wieder nach vorn und stierte mich aus seinen glanzlosen Augen an. »Eine Möglichkeit?«

»Ja, die biete ich dir.«

»Was verlangst du?«

»Zunächst deinen Namen.«

»Ich heiße James.«

»Gut und weiter. Wie alt bist du?«

»Weit über hundert Jahre.«

»Und du hast hier auf dem Friedhof gelebt?«

»Ja, im Leichenhaus und in der Gruft meiner lieben Herrin Dorothy Lockhead.«

»Die auch schon längst tot ist.«

Er lachte plötzlich, obwohl in seinen Augen die Angst noch blieb.

»Sicher, sie ist tot. Für die Menschen ist sie tot. Für mich aber nicht, da lebt sie weiter.«

»Wieso?«

»Die Rose blüht. Es ist die Blume der Rache. Solange sie nicht verblüht ist, steckt auch Leben im Körper meiner Herrin. Man hat ihr Böses angetan, sie lebendig begraben und mich als Grabbeigabe hinzugegeben. Aber sie konnten uns nicht töten, da sie nicht wussten, dass sie und ich einen Bund geschlossen hatten. Wir waren und sind Verbündete der Hölle. Beides Schwarzblüter, beides…«

»Wer sind die Menschen, die zu ihr wollen?«

»Verwandte…«

»Sind die nicht längst tot?«

»Nein, das Geschlecht der Lockheads starb nicht aus, obwohl man Schlimmes getan hat, aber Dorothy wird dafür sorgen, dass alle umkommen. Sie sollen so sterben, wie sie gestorben ist. Lebendig in Bleisärgen begraben werden, es ist alles sorgfältig vorbereitet…« Er hustete erstickt, und ich fand Zeit, ihm die nächste Frage zu stellen.

»Was ist mit der Frau, die mit den Knochen klappert und diese

makabre Musik produziert?«

»Das ist eine ganz besondere Frau. Lady Thelma Lockhead. Sie war die Erste, die Dorothys Ruf empfangen hat.«

»Ist sie auch sofort gekommen?«

James, der Vampir, starrte auf das Kreuz, als könnte er daraus die Antwort ablesen. Dann nickte er. »Ja, sie ist gekommen. Ich hab sie sogar erwartet.«

»Wo?«

»Im Totenhaus.«

»Was ist dann geschehen?« Mit meinen Fragen ließ ich keinesfalls locker. Ich hatte das Gefühl, als wollte mich der Vampir hinhalten, denn so ungefährlich, wie sie momentan aussah, war die Umgebung nicht. Innerhalb der grauen Tücher konnten sich zahlreiche Feinde verbergen, ohne von mir wahrgenommen zu werden.

Der Vampir zog sich ein wenig höher. Dabei ächzte er. »Ich habe sie in das Haus gebracht und bin gegangen.«

»Wohin?«

»Auf den Friedhof. Das ist meine Welt, hier halte ich Wache. Man hat mich vor langen Jahren begraben, aber ich war nicht tot, habe nur geschlafen und den Ruf der Lady Dorothy empfangen, um wieder aufzuwachen. Ich habe gelernt, mich unter den Menschen zu bewegen. Immer nur im Winter oder nachts, denn die Sonne schwächt mich. Außerdem brauche ich Blut.«

»Und ich Informationen«, erklärte ich kalt. »Ich will endlich wissen, was mit dieser Thelma geschehen ist. Du hast sie in das Totenhaus geschafft. Was ist dann geschehen?«

»Ich bin wieder gegangen und ließ sie allein. Lady Dorothy wollte sich mit ihr unterhalten.«

»Sie kam zurück und war wahnsinnig. Thelma muss es erwischt haben«, erklärte ich.

»Sie hat nur das getan, was Lady Dorothy von ihr wollte. Die Rose blüht noch. So lange es sie gibt, wird auch Leben in meiner Herrin sein!« behauptete der Blutsauger.

Das nahm ich ihm ab. Bisher hatten wir von seiner Herrin nur geredet, das musste sich ändern. Ich wollte sie sehen und nach Möglichkeit auch vernichten.

»Gut«, fasste ich zusammen. »Du weißt also Bescheid, hast dich mit einem modernen Leben abgefunden, und ich will es auf eine Probe stellen. Es ist dir gelungen, Lady Thelma indas Totenhaus zu bringen. Was du mit ihr getan hast, kannst du auch mit mir machen. Bring mich hin zu deiner Lady Dorothy.«

Der Vampir starrte mich an, als hätte ich etwas Ungeheures von ihm verlangt. »Das kann ich nicht!« flüsterte er.

»Aber ich kann dich mit dem Kreuz berühren.«

Ich merkte, dass seine Angst stärker wurde. »Wie soll ich das denn schaffen? Ich bin zu schwach. Viel zu schwach auf den Beinen. So etwas geht nicht, tut mir Leid…«

Ich ging noch näher auf ihn zu. Und damit schockte ich ihn, weil er dachte, ich würde ihm tatsächlich mein Kreuz ins Gesicht drücken. Deshalb ließ er den Grabstein los und wälzte sich auf dem Boden, um sein Gesicht in den feuchten Untergrund zu drücken. Er wollte mein Kreuz nicht sehen. Musste es auf jeden Fall vermeiden.

»Wenn du es nicht freiwillig tust, muss ich dich eben dazu zwingen«, sagte ich und bückte mich. Neben ihm lag das schmale Würgeband wie eine dünne Schlange, und das hatte mich auf die Idee gebracht. An seinem Handgelenk war es festgeknotet.

Schmerzen verspürte ein Vampir nicht, es sei denn, man attackierte ihn mit geweihten Waffen.

Bevor er sich noch versah, hatte ich das Band bereits gepackt und hochgezogen. Sein Arm machte die Bewegung mit. Er stand plötzlich schräg und bildete praktisch die Verlängerung des Bandes.

Erst jetzt spürte der Vampir, dass etwas mit ihm geschah. Als er schreiend protestierte, hatte ich bereits die ersten Schritte hinter mich gebracht und ihn mitgeschleift.

So zog ich ihn auch über den Boden. Jetzt war ich der Cowboy und er das Opfer.

Ich hörte ihn fluchen. »Verdammt, wo schaffst du mich hin? Was soll ich…?«

»In das Totenhaus.«

»Du weißt doch nicht, wo es ist.«

Ich lachte auf. »Das wirst du mir schon sagen, wenn es dir erst richtig schlecht geht.«

Er begann zu jammern, doch ich hörte nicht auf ihn. Den Vampir hinter mir herschleifend, schritt ich über den mit grauen Nebelschleiern bedeckten Totenacker.

Natürlich hätte er die Schlinge auch von seinem Gelenk lösen können, das hätte nur nichts gebracht. Er konnte mir nicht mehr entkommen, und das wusste er auch.

Ich drehte mich zu ihm um.

Auf der Seite lag er. Den Kopf hatte er ebenfalls gedreht. Sein Gesicht war nicht nur alt und grau, sondern auch schmutzig geworden. Die Zunge hing aus seinem Mund hervor wie ein alter Lappen, und in seinen Augen lag ein stumpfer Glanz.

»Du kannst es dir aussuchen«, erklärte ich. »Verhältst du dich kooperativ, ist alles klar, dann dauert es nicht lange, bis wir unser Ziel erreicht haben. Stellst du dich aber gegen mich, hast du zu leiden! Du hast die Wahl.«

»Was willst du denn!«

»Zu ihr!«
»Aber du wirst vernichtet.«
Ich lachte spöttisch. »Kann mir kaum vorstellen, dass du so besorgt um mich bist. Keine Sorge, ich bin auf alte Ladys spezialisiert. Besonders dann, wenn sie schon lange tot sind und trotzdem noch leben wollen. Du hast es in der Hand…«
»Ich führe dich.«
»Das ist nett. Steh auf.« Ich lockerte die Leine und schaute zu, wie er sich hochstemmte. Das Kreuz hielt ich nicht mehr fest, dafür die Beretta, und er schaute in die Mündung.
Als um seine Lippen ein Lächeln zuckte, wusste ich, was er dachte. »Damit du keinem Irrtum unterliegst, mein Freund. Die Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen, und solche Geschosse sind für einen Vampir tödlich…«
»Ich weiß.«
»Dann richte dich danach.«
Er ging an mir vorbei und schritt vor. Auf die Beretta schielte er ebenfalls. Vielleicht war er skeptisch, nur traute er sich nicht, es auszuprobieren.
»Und jetzt Abmarsch«, erklärte ich. »Aber ein bisschen plötzlich! Jede Verzögerung macht mich ärgerlich, Blutsauger.«
Und er beeilte sich tatsächlich. Trotzdem langte es nur zu einem Stolpern, und dann hielt er sich noch an jedem Grabstein fest.
Ich tat nichts, da ich sah, dass er tatsächlich schwach auf den Beinen war.
Von Suko entdeckte ich nichts. Auch einen Ruf hatte ich nicht vernommen. Sollte er sich vielleicht verlaufen haben? Das konnte ich schlecht glauben, mein Freund hatte die Spürnase eines Wachhundes. Vielleicht war auch etwas Ungewöhnliches vorgefallen, sodass er in der Klemme steckte.
Es standen nicht mehr viele Grabsteine schief und krumm im Boden. Nur hin und wieder noch erschienen sie aus dem Weißgrau des Nebels, und auch das Gelände senkte sich allmählich einem kleinen Tal entgegen. Ich hatte das Gefühl, nicht mehr weit vom Ziel entfernt zu sein.
Dem Blutsauger ging es schlecht. Manchmal fiel er hin, weil er einfach seine Beine nicht hochbekam. Er kroch dann über den Boden, bis ich ihn wieder auftrieb.
Mitleid konnte man mit ihm nicht haben. Dazu war er einfach zu gefährlich. Wenn er eine Chance bekam, an mein Blut zu gelangen, würde er sie sofort nutzen.
Getäuscht hatte er mich nicht, da ich aus dem Grau der Nebelsuppe Umrisse hervortauchen sah.
Das war kein normales Grab, auch kein schief steckender Stein,

sondern ein Kasten.

Das Totenhaus.

Rechteckig gebaut, aus dem Boden hochsteigend und an ein Haus mit flachem Dach erinnernd.

Der Vampir war stehen geblieben. In seiner schrägen Haltung deutete er auf das Haus. »Das ist es!« flüsterte er. »Das ist das Haus, das ich meine. Da liegt sie begraben.«

Ich nickte. »Und wo genau?«

»Geh rein.«

Die Antwort gefiel mir nicht. »Sicher werde ich hineingehen, aber mit dir zusammen.«

Er schaute mich starr an, grinste und nickte schließlich. »Ich bin dabei«, sagte er, »ich bin dabei.«

Von dem Bus sah ich keine Spur. Er war bestimmt irgendwo abgestellt worden, da das Gelände von einem Wagen kaum befahren werden konnte.

Der Blutsauger ging vor. Er schien wieder Kraft gesammelt zu haben, da er sich doch schneller bewegte als kurz zuvor. Und sein Ziel ließ er nicht aus den Augen.

Auf dem letzten Yard stolperte er und fiel gegen die Eingangstür des Totenhauses. Ich hörte einen dumpfen Laut, packte zu und zog den Vampir am Kragen zurück.

»Willst du die anderen warnen?«

Er öffnete den Mund und schüttelte den Kopf. »Nein, ich kann nicht mehr.«

»Aber du kannst doch hinein?«

»Ja.«

»Dann bitte!«

»Soll ich wirklich vorgehen?«

Der Blutsauger wollte Zeit schinden. Deshalb packte ich ihn und schleuderte ihn so, dass er mit dem Gesicht auf die Tür schauen konnte.

»Zieh sie auf!«

»Ja, ja, ja!« Hechelnd stieß er mir die Antwort entgegen. Seine knochige bleiche Hand legte sich auf das dunkle Metall der gebogenen Klinke. Vielleicht wirkte die Klaue deshalb so überdeutlich bleich und blass, weil hier alles dunkel war.

Auf der Tür suchte ich vergeblich nach Zeichen oder Sprüchen.

Sie bestand aus sehr stabilem Holz, das ich nicht würde durchtreten können.

Mit der freien Hand packte ich den Vampir am Nackenkragen.

Dabei zog ich den Stoff sehr fest, er sollte schließlich etwas von dem Druck spüren. »Und keine Dummheiten!«

»Nein, nein!«

Sehr schnell zog er die Tür auf. Ich hatte damit gerechnet, dass er vorsichtiger sein würde, und richtete mich ein, in eine Falle zu laufen oder von zahlreichen Gesichtern angestarrt zu werden.

Zum Glück ein Irrtum.

Der Innenraum des Totenhauses war leer, bis auf die vier Fackeln, die in den Wänden steckten und mit ihrem Glutschein das Rechteck ausfüllten.

Der Vampir war schon hineingehuscht. Ich aber warf noch einen Blick zurück, um nach Suko Ausschau zu halten. Mir passte es nicht, dass sich mein Partner noch irgendwo herumtrieb.

Er war nicht zu sehen.

Dass ich zurückgeschaut hatte, erwies sich als Fehler, denn der Vampir gab nicht auf. Er wollte mich nur erst im Totenhaus haben, das hatte er geschafft.

Ich wurde nur deshalb gewarnt, weil das Licht einer Fackel plötzlich in heftige Bewegung geriet.

Instinktiv sprang ich zur Seite.

Da raste auch schon der brennende Stab auf mich zu!

***

Der Blutsauger hatte die erste an der rechten Wandseite befestigte Fackel aus der Halterung gerissen und hielt sie mit beiden Händen umklammert, um mehr Wucht hinter seine Schläge legen zu können.

Der Hieb erwischte mich. Zum Glück nicht im Gesicht, nur an der Schulter, aber ich wurde in die Defensive gezwungen und sprang auch noch einige Schritte weiter, wobei mich ein Regen von aufwirbelnden Funken begleitete.

Mit einem Schuss hätte ich alles bereinigen können, aber ich wollte andere Feinde, die sich vielleicht irgendwo in der Nähe aufhielten, nicht warnen. Aus diesem Grund steckte ich die Waffe weg und stellte mich meinem Gegner mit den bloßen Fäusten.

Auch das Kreuz ließ ich vorerst stecken. Zudem tat der Blutsauger nichts, um seine Freunde oder die Lady Dorothy zu warnen.

Er war voll und ganz auf mich fixiert.

Und ich ließ ihn kommen.

Eine Fackel riss ich nicht aus der Halterung, ich konzentrierte mich auf seine Schläge.

Sie kamen von zwei Seiten. Einmal schlug er links zu, dann wieder rechts. Wäre er im tatsächlichen Vollbesitz seiner Kräfte gewesen, hätte er mich hier und da erwischt, so aber war er zu langsam, und der heiße Feuerschein wischte stets dicht an meinem Gesicht vorbei, wobei er wie ein warmer Atem über die Haut tanzte.

Bis an die rechte Wand ließ ich mich zurückdrängen. Rechts von mir brannte eine Fackel. Die andere hielt er fest und rammte sie plötzlich

vor, als hätte er einen Speer oder eine Lanze in der Hand.

Gleichzeitig kam er selbst, voll und ganz davon überzeugt, dass er mich auch erwischte.

Ich war wieder schneller.

Der Sidestep brachte mich aus der Gefahrenzone, sodass die Fackeln gegen die Wand knallten. Und zwar an der Stelle, wo ich soeben noch gestanden hatte.

Ein Wirbel aus Funken sprühte in die Höhe, ich hörte den Vampir ächzen und sah auch, wie er in die Knie brach. Er hielt die Fackel noch fest. Es sah so aus, als hätte er sich das Ende des Stiels selbst in den Bauch gestoßen.

Ich war es leid.

Mein wuchtiger Tritt fegte ihm das brennende Holz aus den Händen. Ich hatte so fest zugetreten, dass sich die Fackel in der Luft noch überschlug und irgendwo im Hintergrund des Totenhauses liegen blieb.

Der Vampir wollte verschwinden.

Am Bein hielt ich ihn fest. Er schrie wütend auf, trampelte, drehte sich, ich ließ ihn los, um gleichzeitig wieder auf die Beine zu kommen.

Da hatte ich schon mein Kreuz vorgeholt. Für einen Moment schaute er es noch an. Es musste ihm vorkommen wie der Gruß aus einer anderen Welt und gleichzeitig das Ende, denn ich machte kurzen Prozess.

Meine rechte Faust katapultierte ich nach vorn. Das Kreuz wurde in sein Gesicht gepresst, ich hörte es zischen, sah auch den Rauch und vernahm den dünnen, jaulenden Schmerzensschrei, der mir durch Mark und Bein fuhr.

Dann taumelte er zurück. Die Hände hatte der Blutsauger sinken lassen. Im Fackellicht konnte ich deutlich die Abdrücke in seiner Visage sehen. Das waren vier Balken, die sich dort eingebrannt hatten, Rauch entließen und die Haut allmählich zerstörten, während der Blutsauger noch weiter nach hinten ging und schließlich meinen Blicken entschwand.

Auf einmal war er weg.

Ich stand da, schüttelte den Kopf, hörte wenig später ein seltsames Geräusch aus der Tiefe und entdeckte schließlich, dass sein Verschwinden nichts mit Zauberei zu tun gehabt hatte, denn der Vampir war einfach durch ein Loch im Boden gerutscht.

Es gab ihn nicht mehr.

Ich blieb so dicht neben der Öffnung stehen, dass meine Fußspitzen mit dem Rand abschlossen.

Mein Blick fiel in die Tiefe.

Einen Schacht oder eine Leiter hätte ich vielleicht erwartet, aber nicht diese geschwungene Rutschbahn, die irgendwo in der

unheimlich wirkenden Finsternis der Gruft verschwand und sicherlich bis zu dem geheimnisvollen Sterbeplatz der Lady Dorothy führte.

Wählen konnte ich nicht. Wenn ich den Platz ebenfalls erreichen wollte, musste ich mich auf die Rutschbahn verlassen.

Und das tat ich auch…

***

Die Wellen waren gekommen, hatten Suko gepackt, und sie waren auch dabei, langsam wieder zu verschwinden.

So jedenfalls hatte Suko das Gefühl. Er glaubte, auf einem Boot zu liegen, und war es leid, über die Wellen zu fahren, deshalb wollte er aussteigen.

Das klappte nicht.

Da gab es eine Kraft, die ihn festhielt, die von unten her an ihm zog und sich auf seinem gesamten Körper verteilt hatte. Suko musste liegen bleiben.

Aber die Wellen meinten es gnädig. Sie verschwanden immer weiter und trieben auch die Finsternis zurück, sodasssich allmählich eine gewisse Helligkeit herauskristallisierte, die eine unnatürliche rote Farbe angenommen hatte.

Suko wollte scharf nachdenken und merkte, wie schwer es ihm fiel.

Langsam nur kam sein Gedankenapparat auf Touren. Suko dachte auch zurück.

Der Weg auf den Friedhof, der Gang zum Totenhaus, die Rutsche, die Knochen, all das kam wieder in ihm hoch, und er sah wieder die zahlreichen Körper vor sich, die sich auf ihn gestürzt hatten.

Dann war der Blackout gekommen.

Und jetzt?

Verdammt, es muss doch eine Lösung geben! dachte der Chinese und wollte hoch.

Abermals blieb es beim Versuch. Etwas hing an seinem Rücken, das einfach zu schwer für ihn war. Suko wusste nicht, was man mit ihm gemacht hatte, da er im Kreuz keine Augen besaß, aber er stellte fest, dass er auch seine Arme und Beine nicht bewegen konnte. Sie waren mit dem Gegenstand verbunden, der ihn festhielt.

Sosehr er auch nachdachte, ihm fiel keine Lösung ein, dafür konnte er nach vorn schauen.

Das Licht war keine Einbildung. Es stammte von Fackeln, die diese unterirdische, modrig riechende Gruft erhellten. Zudem war er nicht allein. Das Licht traf auch einen offenen Sarg. Wer darin lag, konnte Suko aus seiner Perspektive nicht erkennen, aber er entdeckte den schmalen Gegenstand, der aus der Öffnung etwa in Kopfhöhe hervorstach.

Erst einmal glaubte Suko an eine Täuschung, bis er sicher war, sich

nichts eingebildet zu haben.

Aus dem offenen Sarg schaute eine Rose hervor. Und diese Blüte war von den zwölf Personen eingekreist worden, auf deren Fährte sich der Inspektor gesetzt hatte.

Sie umstanden die Blume, schauten sie an und schienen auf etwas zu warten.

Suko wusste nicht, was dies war, aber er hatte Zeit, sich die Gesichter der Menschen anzusehen.

Im flackernden Licht der Fackeln wirkten sie sowieso nicht normal, viel zu unnatürlich, trotzdem fiel dem Inspektor etwas an diesen Menschen auf. Es war der Ausdruck in den Augen. Diese seltsam verdrehten Pupillen waren einfach vorhanden, und daran trug auch kein Licht die Schuld. Der Ausdruck musste einen anderen Grund haben.

Er war flach und dennoch nicht ohne Leben. Ein gefährliches Leben nistete darin. Das Leben von Besessenen.

Ja, das genau war es. Die auf ihn niederstarrenden Augen gehörten besessenen Menschen.

Sie alle standen also unter dem Bann dieser unheimlichen Frau.

Obwohl sie Suko nicht sehen konnte, wusste er, dass ihr Platz nur in dem offenen Sarg sein konnte.

Aus der Gruppe löste sich eine Person. Es war eine Frau mit blonden Haaren. So hell, dass die Strähnen schon künstlich gebleicht zu sein schienen. Die Frau trug eine Winterjacke und eine lange Hose.

Das untere Drittel ihrer Beine steckte in wadenhohen Schaftstiefeln.

Sie ging sehr langsam auf den Sarg zu, aus dem in diesem Moment eine dumpfe Stimme erklang.

»Kate, du bist die letzte Lockhead, die noch nicht auf mich hört. Das soll sich in den nächsten Sekunden ändern. Deshalb komm her und nimm mit mir die Verbindung auf, die uns gemeinsam in den Kreislauf des Schreckens hineinbringt.«

Da die Frau für einen Moment zögerte, fühlte sich Thelma Lockhead genötigt, einzugreifen.

»Geh schon zu ihr, Kate, geh schon! Mach es wie wir. Komm in die wahre Familie…«

Und Kate ging. Sie schaute in den Sarg, wo ihre alte Ahnherrin lag und auf sie wartete.

Niemand sagte etwas. Auch Suko war gespannt, und er wunderte sich, als Kate Lockhead die Richtung änderte und auf ihn zukam. Sie brauchte nur zwei Schritte zu gehen, um ihn zu erreichen. »Auch dich wird es erwischen«, sagte sie, »auch dich.«

Suko schaute in ihr vom rötlichen Widerschein umspieltes Gesicht. »Was habt ihr mit mir gemacht?« fragte er.

Sie lachte. »Wir haben dich festgebunden, und zwar an einem

Sargdeckel aus Blei. Davon kommst du allein nicht los, das kann ich dir versprechen!«

»Hör auf zu reden!« meldete sich Thelma. »Geh endlich zu ihr und schaffe den Kontakt.«

»Ja, ja, sofort!« Kate drehte sich vor Suko in die andere Richtung und näherte sich dem offenen Sarg, in dem ihre längst verstorbene Ahnherrin lag.

Suko war gespannt, was passierte. Sicherlich würde er die magische Lösung des Rätsels in den nächsten Sekunden präsentiert bekommen. Er dachte auch an seine Lage.

An einen Sargdeckel aus Blei hatten sie ihn festgebunden. Den bekam selbst er nicht in die Höhe, obwohl seine Kräfte schon überdurchschnittlich waren.

So etwas war ihm zudem noch nie in seiner gesamten Laufbahn passiert. Das war schon mehr als außergewöhnlich.

Kate Lockhead ging ihren Weg. Sie drehte Suko den Rücken zu und beugte ihren Körper schließlich nach vorn, um gleichzeitig die Hand auszustrecken, denn sie wollte, das war genau zu erkennen, einen Kontakt mit der Rose herstellen.

Ob sie die Blüte ganz umfasste oder nur einen Teil, konnte Suko nicht erkennen, jedenfalls bekam sie Kontakt, und durch ihren Körper lief ein Ruck.

»Ja!« flüsterte Thelma. »Sie hat es geschafft. Sie war die Letzte, jetzt gehört sie zu uns.«

Kate ging wieder zurück. Fast vorsichtig setzte sie ihre Schritte und blieb stehen, als sie aus dem Sarg heraus angesprochen wurde.

»Nun gehörst du zu uns, Kate Lockhead. Du bist die Letzte gewesen und wirst dich fühlen wie die anderen. Merkst du es schon?«

»Ja, ja«, erklärte Kate. Ihre Stimme klang leicht euphorisch. Sie drehte sich, lief weg. Suko sah sie dort verschwinden, wo auch die Rutsche auslief. Und er hörte, nachdem die Schritte verklungen waren, ein bekanntes Geräusch.

Es war das Klappern der Knochen!

Auch Kate hatte sich zwei Gebeine geholt, die sie gegeneinander schlug. Die beiden Knochen in den Händen kam sie näher. Das Klappern wurde lauter und war gleichzeitig ein Zeichen für die anderen, die ebenfalls die Gebeine nahmen und damit anschlugen.

Ein hohl klingendes Geräusch entstand. Bei jedem Schlag wurde es noch verstärkt, sodass es wie ein unheimliches Echo durch die unterirdische Gruft hallte.

Es war eine Musik, die Suko das Fürchten lehren konnte und ihm eine Gänsehaut über den Rücken trieb. Wie gern hätte er etwas getan, stattdessen lag er angebunden auf dem verdammten Sargdeckel und konnte sich so gut wie nicht bewegen.

Die Mitglieder des Lockhead-Clans feierten. Es war ihr Sieg, zu dem ihnen ihre Ahnherrin verholfen hatte, und sie fühlte sich auch genötigt, den Sarg zu verlassen.

Die Knochenmusik blieb nicht ohne Wirkung. Zuerst sah Suko, dass sich die Rose bewegte. Sie stieg empor aus dem offenen Sarg.

Für ihn ein Beweis, dass die Person in der bleiernen Totenkiste ihren Arm in die Höhe gedrückt hatte.

Dann war sie selbst zu sehen.

Zuerst nur eine Hand. Wahrscheinlich gelblich oder weiß, aber nun vom roten Schein des Feuers getroffen und wie mit einem leichten Blutanstrich versehen.

Der Hand folgte der Arm. Ebenfalls nur mehr zwei alte Knochen, auch sie leuchteten rötlich. Suko sah ein Stück der Schulter, und er entdeckte plötzlich den Schädel.

Das war für ihn die erste große Überraschung, denn er hatte damit gerechnet, einen blanken Schädel zu sehen, aber der, den er nun zu Gesicht bekam, war mit Haaren bedeckt.

Ein verfilztes Gestrüpp aus Strähnen, die ebenfalls eine rote Farbe bekommen hatten.

Sehr sicher kletterte das lebende Skelett aus dem Sarg. Zwischen seinen Knochenfingern hielt es die Rose, deren Blüte wie ein dicht zusammengewachsener Kelch wirkte.

Nackt war das Skelett nicht. Ein Umhang verdeckte den größten Teil des Körpers. Das Tuch reichte bis dicht über den Boden. Nur die knochigen Füße schauten noch hervor.

Dorothy Lockhead hatte ihre fleischlosen Finger gegeneinander gelegt. Zwischen ihnen steckte die Rose. Für Suko war diese Blume der Beweis des Lebens. Wenn sie nicht mehr war, würde auch das verdammte Skelett vergehen, darauf nahm er jede Wette.

Sie hob beide Hände. Das Zeichen wurde verstanden, denn das Klappern der Gebeine verstummte.

Thelma trat vor. Ihr Gesicht strahlte in einem unnatürlichen Glanz. Dieses Gefühl kam von innen heraus, und Suko konnte sich gut vorstellen, dass die lebende Frau der Toten völlig hörig war.

»Sie will etwas sagen«, erklärte Thelma, »das weiß ich. Deshalb möchte ich, dass ihr ruhig seid.«

Jedes Flüstern verstummte. Eine trügerische Stille legte sich über die Gruft, und nur mehr die blakenden Fackeln erzeugten hin und wieder Geräusche, wenn etwas Pech schmolz und sich die Flammen weiter in das Holz fraßen.

»Ja, ich werde euch etwas sagen, denn die große Stunde meiner Abrechnung ist gekommen. Ich bin aus dem Sarg gestiegen, das beweist, dass es der Familie Lockhead nicht gelungen ist, mich zu töten, obwohl sie es damals vorhatten.« Sie lachte scharf auf und

schaute auf ihre Blume. »Ja, sie haben sich mit mir tatsächlich ein Kuckucksei ins Nest gelegt. Ich war immer das schwarze Schaf der Familie. Man hielt mich fern, denn ich war angeblich dem Wahnsinn verfallen. Ich gebe zu, dass ich nicht zu ihnen passte, aber war das ein Grund, mich lebendig zu begraben? Mich in einen bleiernen Sarg zu stecken, mir die Rose in die Hand zu drücken und mich dem Wahnsinn preiszugeben? Nein, das war es nicht wert. Ich sollte in dieser Gruft elendig verrecken, richtig wahnsinnig werden, denn hier unten hörte niemand mein Schreien. Ich habe zu entkommen versucht, denn sie hatten den Deckel nicht richtig geschlossen. Ich bin die Rutsche hochgelaufen und gekrochen, habe mich blutig gekratzt, gefleht, geschrien, sogar gebetet. Erst zu Gott, dann zum Teufel, und der Satan muss es gewesen sein, der ein Einsehen hatte, da er mir einen Besucher schickte. Es war James, der Butler. Er hattemich immer gemocht. Als ich schon verhungert war, kam er zu mir. Ihm war es gelungen, das Totenhaus zu betreten, denn er wusste ja, wo ich mich befand, und er hatte sich verändert, denn James war zu einem blutsaugenden Vampir geworden. Auch mein Blut nahm er, stärkte sich dadurch und berichtete von einer fernen Rache.«

»Hattest du keine Angst mehr?« fragte Thelma leise.

»Nein, die hat er mir genommen. Ich wusste ja, dass meine Stunde kommen würde. Und ich wartete. Zu einem Vampir wurde ich nicht. Hin und wieder verspürte ich zwar den Hunger nach Blut, aber ich verfaulte trotzdem. Das Fleisch fiel von meinen Knochen, wurde zu Staub, und nur die Rose blühte weiter. All die langen Jahre, die Jahrzehnte, in denen ich erleben musste, wie grausam die Lockheads waren, denn des öfteren wurde die Klappe geöffnet. Dann warfen sie die Körper ihrer toten Feinde in die Gruft. Zeitweise war ich nur von Leichen umgeben und konnte zuschauen, wie sie allmählich vergingen. Ich aber blieb, und das Feuer der wilden Rache loderte höher und höher. Und da wusste ich, dass der Tag kommen würde. Auf der Erde gab es Kriege, die Lockheads verloren, aber sie waren nicht totzukriegen. Andere Generationen folgten. Ich geriet in Vergessenheit. Vielleicht wollte man sich nicht mehr an mich erinnern, bis eines Tages James zu mir kam. Auch er überlebte, wie er es damals versprochen hatte. Tief in feuchter Erde und in einem Grab verscharrt. Wir setzten uns zusammen und bereiteten den Plan der Rache vor. Ich bin damals lebendig begraben worden und wollte, dass mit allen Lockheads das Gleiche geschah. Deshalb lockte ich euch her. Ihr kamt in diese Gruft, die Neugierde hat euch getrieben, denn irgendwann hat jeder von euch etwas davon gehört, dass nicht alles in der Familie stimmte. Nun seid ihr da, und nun werdet ihr nie mehr aus dieser Gruft herauskommen. Ihr seid lebendig begraben. Ihr werdet die gleichen Qualen spüren wie auch ich. Ihr werdet schreien,

flehen, vor Angst vergehen oder euch darüber freuen, wieder mit mir vereint zu sein. Habt ihr verstanden? Ihr steht unter meinem Bann, denn ihr habt die Rose angefasst, die für mich Leben bedeutet, aber es ist nicht das Leben, das ihr schon geführt habt. Es ist das Dahinvegetieren in der ewigen Finsternis dieser unheimlichen Todesgruft.«

Es war eine lange Rede gewesen, die das Skelett gehalten hatte.

Suko war gespannt darauf, wie die Lockheads reagierten. Irgendetwas mussten sie tun, aber sie standen da und sagten nichts.

Niemand protestierte, keiner schrie, es wurden auch keine Fragen gestellt, sie nahmen es einfach so hin. Wahrscheinlich war ihnen trotz der deutlich gesprochenen Worte nicht mal aufgegangen, in welch einer Gefahr sie sich befanden. Deshalb taten sie auch nichts und starrten Dorothy Lockhead nur an.

Bis auf Thelma. Sie hob beide Arme, schaute auf ihr großes Vorbild und sagte: »Wir danken dir für diese Worte. Wir alle sind Lockheads, und wir alle werden uns deiner würdig erweisen. Ist das versprochen, meine Lieben?«

»Versprochen«, erklang es dumpf.

Das Skelett freute sich. Es lachte und sprach gleichzeitig. »Ja, so habe ich es haben wollen, aber ihr werdet euch schon zurechtfinden. Wenn erst Hunger und Durst kommen, wird auch mein Bann nicht mehr halten, das weiß ich. Dann werdet ihr durchdrehen, euch gegenseitig töten wollen, und ich schaue zu. Ein Clan, der lebendig begraben ist, das hat es noch nie gegeben. Ich weiß nicht, wie lange der Bann anhält. Vielleicht zwei Tage oder drei. Aber ich freue mich schon darauf, dass er eines Tages bricht. Dann kommt meine zweite große Stunde der Rache.«

Damit war für sie das Thema abgeschlossen, und sie wandte sich einem anderen Gegner zu.

Es war Suko.

»Du hast alles gehört?« fragte sie, als sie auf ihn niederstarrte.

Suko schaute in die leeren Augenhöhlen, und er hatte das Gefühl, dass diese Person ihn trotzdem sehen konnte. Sie war ein magisches Phänomen für ihn.

»Ich gehöre nicht zur Familie«, erklärte Suko.

»Das wissen alle, aber du hast dich an uns gehängt. Und wir wollen keine Zeugen haben.«

Obwohl Sukos Lage mehr als bescheiden war, konnte er sich ein Lachen nicht verkneifen. »Du bist zum Skelett geworden, auch dein Hirn hat etwas abbekommen. Es ist auch nicht mehr vorhanden, wie ich mir vorstellen kann. Die Welt draußen hat sich verändert. Sie ist auch nicht mehr so wie vor zweihundert Jahren. Da hat sich einiges getan, Lady Dorothy…«

»Das weiß ich von James.«

»Vielleicht weißt du etwas. Alles wird er dir nicht erzählt haben, wie ich mir vorstellen kann. Man rollt nicht mehr mit Kutschen dahin. Es gibt Autos, Telefon, Flugzeuge. Heutzutage können Menschen nicht so ohne weiteres verschwinden. Man wird dich und auch die anderen sehr schnell finden und euch rausholen. Ich habe es auch geschafft, euch zu verfolgen. Ihr habt mich nicht gesehen…«

»Ja, du bist allein.«

»Das sieht nur so aus. Es gibt jemanden, der genau Bescheid weiß und der sicherlich hier erscheinen wird…«

»Dann bleibt auch er ein Gefangener.«

»Du kannst es versuchen«, erwiderte Suko mit einem spöttischen Lächeln. »Du kannst es wirklich versuchen.«

Das Skelett schüttelte den knochigen Schädel. »O nein, so einfach ist es nicht. Ich habe Sicherungen eingebaut. Eine davon ist mein Diener James, der Vampir. Sollte sich ein Feind diesem Haus nähern oder über den Friedhof gehen, wird James ihm eine Falle stellen. Die Sucht nach dem Blut steckt in ihm. Er wird froh sein, wenn er es trinken kann, denn er giert danach. Du hast Glück gehabt, andere werden es nicht haben, das kann ich dir versprechen, und ich werde dich in den Familienclan aufnehmen. Du wirst sehr bald spüren, was es heißt, nur mir zu gehören. Schau auf die Rose, sie verblüht nicht. Die Blüte schöpft ihre Kraft aus meiner Anwesenheit, und sie kann meine Wünsche, Befehle und Gedanken auf dich übertragen. Das alles wirst du erleben, wenn du deine Lippen auf die Blütenblätter…«

Suko war nicht mal überrascht. Mit etwas Ähnlichem hatte er gerechnet. Das Teuflische an seiner Lage war, dass man ihm sogar die Waffen gelassen hatte. Nur konnte er an sie leider nicht heran. Die Stricke spannten sich wie Stahlseile um seinen Körper. Es gelang ihm auch nicht, unter ihnen wegzurutschen.

Nur die Füße konnte er ein wenig bewegen, aber damit erreichte er überhaupt nichts.

Nach den letzten Worten der Lady Dorothy kamen die anderen näher. Ihre Füße schleiften über den Boden. Sie bildeten hinter dem gespenstischen Wesen eine dichte Mauer aus Leibern, denn jeder aus dem Clan wollte zuschauen, wie ein Fremder in ihren Kreis aufgenommen wurde.

Die Knöcherne beugte sich vor. Sie tat es sehr langsam, beinahe genussvoll, und sie kostete jede Sekunde aus.

Den dornigen Stiel der Rose hielt sie zwischen ihren skelettierten Händen fest eingeklemmt. Und der Blütenkopf senkte sich allmählich dem Gesicht des Chinesen entgegen.

Bisher hatte Suko keinen Blütengeruch wahrgenommen. Das änderte sich nun, denn ein gewisser Duft erreichte plötzlich seine Nase. Es war

ein widerliches Aroma, das sich aus Moder, fauligen Pflanzenteilen und einem schweren, süßlichen Duft zusammensetzte.

Suko empfand dies als widerlich.

Hinter dem Kopf der Rose sah er den breiten, blanken Schädel der knöchernen Gestalt. Sie bot einen widerlichen Anblick, doch als viel schlimmer empfand Suko den Anblick der Rose.

Eine Blume bedeutet Leben, Freude, auch Schönheit.

Hier nicht.

Zwar gab sie auch ein Leben ab, aber es war ein anderes. Ein untotes, ein grausames, ein nicht normales. Auch Suko würde sich dagegen nicht wehren können, wenn seine Lippen mit nur einem Blütenblatt der Rose Kontakt bekamen.

Alle hörten den Schrei!

Dumpf und gurgelnd hallte er durch das Gewölbe. Von ihnen hatte ihn keiner ausgestoßen. Die Mitglieder des Clans waren selbst geschockt, und die Köpfe fuhren herum, damitjeder in die Richtung schauen konnte, aus der der Schrei aufgeklungen war.

Sein Echo war noch nicht verhallt, als die Anwesenden ein weiteres Geräusch vernahmen.

Das Knacken und Splittern von Knochen. Teile wurden am Ende der Rutsche hochgewirbelt. Bleiche Gebeine, die dem Druck nicht hatten standhalten können und jetzt wieder zu Boden polterten.

Jemand war mit hoher Geschwindigkeit die Rutsche hinuntergeglitten und in dem Knochenberg gelandet. Er wühlte sich nun mit buchstäblich letzter Kraft wieder hervor.

Taumelnd lief er durch den Lichtschein auf die Anwesenden zu.

Er hatte die Arme hochgerissen, sein Gesicht war schmerzentstellt, und Suko, der ebenfalls den Kopf gedreht hatte, erkannte genau die Abdrücke in der bleichen Haut.

Sie stammten von einem Kreuz.

***

Bisher hatte die untote Lady Dorothy stets souverän reagiert und sich auch eingebettet gefühlt im Bewusstsein ihrer Macht. Der Ankömmling allerdings hatte sie aus dem Konzept gebracht, und aus ihrem Maul drang ein leises Stöhnen.

»Das ist er, das ist James…«

Und James wollte kommen. Er sah nur seine Herrin. Sein Gesicht war bereits halb zerstört. Rauch drang aus den Wunden, die das Kreuz hinterlassen hatte, und er riss den Mund weit auf, um etwas zu sagen. Doch die Haut faulte bereits. Unterstützt durch die Mundbewegungen lief dieser Prozess noch stärker ab, sodass sich die ersten Stücke aus seinem Gesicht lösten, zu Boden fielen und dort zu Asche wurden.

Diesen Vampir hatte es voll erwischt.

Es gelang ihm auch nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten.

Kurz bevor er seine Herrin erreichte, verließen ihn die Kräfte, er brach zusammen.

Er krachte zu Boden. Auf den Knien blieb er noch für einen Moment hocken, bis das Knacken erklang, ein Zeichen, dassauch seine Knochen morsch waren und im nächsten Moment vielleicht schon nachgaben.

Als verfaulendes Bündel blieb er liegen, beobachtet von einem weiblichen Skelett, das wahrscheinlich jetzt merkte, wie sehr sein Plan auf tönernen Füßen stand.

Es bückte sich tiefer, streckte die Knochenhand aus und drückte auf den Körper.

Die letzten Knochen des Brustkastens zerfielen. Nur mehr Asche blieb zurück, und das Skelett schüttelte sich plötzlich, als hätte man Wasser über seinen Knochenkörper gegossen.

Sehr langsam richtete es sich auf. Der Blick seiner eigentlich leeren Augen heftete sich förmlich an der Rutsche fest, denn von dort war der Vampir gekommen.

Sie blieb leer.

Nur vor ihr schimmerte rötlich der Knochenhaufen, als er vom Widerschein der Fackeln getroffen wurde.

Die anderen sagten nichts. Sie hatten zuschauen müssen, wie der Vampir verging, und auch Suko hielt den Mund. Er wollte seine Feinde nicht reizen oder zu unüberlegten Panikhandlungen hinführen.

»Er ist tot!« Dumpf sprach die Lady diese Worte. »Er ist tot, gestorben durch Menschenhand. Das weiß ich. Wer?« schrie sie plötzlich. »Wer hat es getan?«

Sie drehte sich dabei, und Suko fühlte sich angesprochen.

»Ich war es nicht«, erklärte er.

»Aber ich!«

Die Stimme klang von der Rutsche her. Plötzlich erschien eine zweite Gestalt und jagte in den Knochenhaufen.

Es war John Sinclair!

***

Ich hatte mich nicht sofort an die Verfolgung des Vampirs gemacht, da ich nicht wissen konnte, was mich in der Tiefe dieses Totenhauses alles erwartete.

Dass es Feinde waren, davon ging ich aus, und ich hörte auch das mir nicht erklärbare Splittern. Der vergehende Vampir konnte unter Umständen zwischen Knochen gelandet sein, aber das war zweitrangig. Mich interessierte viel mehr, wie die Personen reagierten, die sich in der Tiefe der Gruft befanden.

Zunächst einmal hörte ich nichts von ihnen. Nur das Knacken der Knochen, dann Stöhnlaute, danach eine Frauenstimme.

Obwohl ich sie noch nie gehört hatte, wusste ich, um wen es sich handelte. Das musste einfach Dorothy Lockhead sein, und für mich wurde es Zeit, ihr ebenfalls einen Besuch abzustatten. Abgestützt hatte ich mich bereits, ich brauchte nur mehr die Beine auszustrecken.

Dann ging es bergab.

Ich jagte in die Kurve, bekam mehr Geschwindigkeit, riss auch die Augen auf und wurde sehr schnell von den Ausläufern des Fackelscheins getroffen.

Ich hörte die Stimme dieser »Frau«, auch Sukos Organ, der eine bestimmte Frage nicht beantworten konnte.

Das tat ich, bevor ich in den Knochenhaufen jagte.

Leider hatte ich nicht mehr abstoppen können.

Die Gebeine spritzten in die Höhe, viele von ihnen zerknackten und zersplitterten, und ich hatte auch meine Arme schützend vor das Gesicht gerissen.

Dann war ich durch.

Unter mir spürte ich die harte Erde und ruhte mich keine Sekunde länger aus, das hätte meinen Gegnern Zeit gegeben, sich auf die neue Lage einzustellen.

Ich wühlte mich aus den Gebeinen und Schädeln hervor. Dabei schleuderte ich noch einige Knochen und Schädel zur Seite, die manchmal bis an die Wand flogen und dort mit platzenden Geräuschen zerbrachen, bevor die zersplitterten Stücke zu Boden flogen und dort liegen blieben.

Ich musste dem Skelett wie ein Geist vorgekommen sein, als ich aus den Knochen schnellte und plötzlich auf die Horrorgestalt zuschoss. Sie wollte noch zur Seite weg, das schaffte sie nicht mehr, denn mein Griff war schneller.

Ich bekam den Umhang zu packen und wirbelte die Gestalt herum.

Plötzlich befand sich das Kreuz nur noch eine Handlänge von ihrer Knochenfratze entfernt, und die Gestalt hörte meine geflüsterten Worte. »Keine Bewegung mehr!«

Lady Dorothy stand steif. Nicht mal ein Zittern spürte ich. In meinen Händen schien sich ein Eisblock zu befinden, so kalt waren auch die Knochen.

In den fleischlosen Händen hielt sie nach wie vor den Stiel der Rose. Diese Blume war es, von der ich ebenfalls schon etwas gehört hatte, und ich nahm ihren Duft wahr. Eigentlich war es schon ein widerlicher Gestank, der sich aus dem gesamten Moderduft einer längst vergessenen Zeit zusammensetzte und mir entgegenwehte.

Die Blume war wichtig, aber nicht wichtiger als mein Freund Suko. Wenn ich an dem blanken Schädel vorbeischaute, konnte ich ihn sehen. Er lag am Boden. Man hatte ihn an einen schweren Gegenstand gefesselt, sodass er sich nicht rühren konnte, und dieser Gegenstand

erinnerte mich an einen Sargdeckel.

»Gut«, sagte ich zu den blanken Überresten der Lady Dorothy.

»Bis jetzt hast du gewonnen, nun aber bin ich an der Reihe. Sag deinen Dienern, sie sollen meinen Freund befreien. Aber schnell!«

Ich zischte die Worte durch die Zähne, und der Tonfall meiner Stimme hatte ihnen auch einen genügenden Nachdruck verliehen.

Hinzu kam die Bedrohung durch das Kreuz, dessen Silberhaut im Licht der Fackeln einen rötlichen Schimmer bekommen hatte.

Zum ersten Mal vernahm ich die Stimme der Lady Dorothy aus der Nähe. Sie passte einfach zu dieser Gruft, weil sie sehr dumpf klang, und sie gab meinen Befehl weiter.

»Schneidet ihn los!«

Keiner rührte sich. Bis auf unsere Freundin Thelma, die sich aus dem Kreis löste, einen zögernden Schritt nach vorn ging und den Kopf schüttelte. »Aber das können wir doch nicht machen.«

»Und ob ihr das könnt«, erwiderte ich. »Sie werden ihn nämlich von seinen Fesseln befreien.«

»Nein!«

»Doch!« hielt ich dagegen. »Oder wollen Sie, dass dieses Skelett zerstört wird?«

Sie dachte noch einen Moment über meine Worte nach und hob die Schultern. Es war eine bezeichnende Geste. Im Moment hatten alle aufgegeben, ich hoffte, dass es auch so bleiben würde.

»Und nicht mit dem Messer!« rief ich noch. Wenn sie nämlich eine Waffe hatte, war es nicht schwer, ein Patt herzustellen. Aber die Gefahr war vorerst nicht gegeben.

Thelma bückte sich und fummelte mit beiden Händen an den Knoten herum. Als sie die ersten beiden gelöst hatte, konnte Suko den Rest der Fesseln von allein sprengen.

Die Stricke peitschten neben ihm zu Boden, und Suko konnte sich in die Höhe stemmen. Er war ziemlich wacklig auf den Beinen. Das lange Liegen hatte seinem Kreislauf nicht besonders gut getan. Aber er konnte sich halten und schaute sich auch um.

»Bist du okay?« fragte ich ihn.

»Ja.«

»Dann gib auf die anderen Acht, dass sie keinen Unsinn machen. Ich kümmere mich um meine Freundin hier.«

Suko und ich waren ein hervorragend eingespieltes Team. Da konnte sich einer auf den anderen verlassen. Auch in diesem Fall lief alles glatt. Selbst Thelma unternahm nichts mehr, um die Lage zu ihren Gunsten zu verändern. Ich konnte mich endlich um die Skelettdame kümmern. Ich drückte sie so weit herum, dass sie mit dem Rücken gegen die Wand wies und in den Lichtkreis einer Fackel geriet. Der Schatten dieses Monstrums zeichnete sich ungewöhnlich an den

dicken Steinen ab, und auch die Rose stach wie ein dunkler Stab als Schattenriss hervor.

»Das war's dann wohl«, sagte ich. »Jetzt brauche ich nur noch deine verdammte Rose. Gib sie her!«

Dorothy Lockhead zögerte. Ich sah ihr an, dass sie nicht so recht wollte, und sie schüttelte auch ihren alten Knochenschädel.

»Der Vampir fürchtete das Kreuz. Du wirst es auch fürchten, oder soll ich es gegen deinen Schädel rammen, damit er zertrümmert wird?«

»Ich gebe dir die Rose!«

Plötzlich gab sie mir die Antwort, und sie überraschte mich auch damit. Deshalb war ich ziemlich misstrauisch, und dieses Misstrauen wurde auch durch Sukos Bemerkung gestärkt.

»Sei auf der Hut, John. Die Rose ist gefährlich. Sie darf dich auf keinen Fall berühren. Sie…«

»Aaahhh…« Der Schrei des Skeletts unterbrach meinen Freund, denn die Frau hatte blitzschnell ihre Hände und auch die Rose nach vorn gedrückt. Sie wollte mir den Kelch ins Gesicht schlagen, und ich jagte mit einem gewaltigen Sprung zurück.

Bisher hatte ich Glück gehabt. Jetzt aber verfolgte mich das Pech, da ich auf einen der umherliegenden Knochen trat, dieses Stück ins Rollen geriet und mir quasi ein Bein unter dem Körper wegriss.

Ich konnte mich nicht mehr halten, geriet außer Kontrolle und fiel zu Boden.

Gleichzeitig verwandelte sich das Skelett. Und ich sah das gleiche Monstrum vor mir wie zuvor in der Zelle…

***

Suko stand einfach zu weit von seinem Freund entfernt, um effektiv eingreifen zu können. Zudem musste er sich um Thelma Lockhead kümmern, denn sie war die erste Dienerin der Lady Dorothy, und deren Kraft war auch auf den Menschen übergegangen.

Auch Thelma veränderte sich.

Suko hörte den Schrei zur gleichen Zeit. Er sah plötzlich die strahlende Lichtwolke und in deren Zentrum dieses hässlich flammende Skelett stehen, das sich auf ihn stürzen wollte.

Unbewusst halfen ihm die anderen Lockheads. Sie hatten mit dieser Wandlung nicht gerechnet, wollten weg aus der Gefahrenzone und behinderten sich nicht allein gegenseitig, sondern auch das in gleißendes Licht getauchte Skelett der Thelma.

Suko bekam eine gute Chance, so weit zurückzuweichen, dass er aus dem unmittelbaren Bannkreis der Gestalt geriet und seine Beretta ziehen konnte.

Andere rannten gegen ihn, wieder welche aus dem Clan wollten sich verstecken. Die freie Schussbahn war nicht gegeben, sodass Suko

warten musste.
Dann hatte er die Chance.
Er feuerte.
Die Kugel setzte er mitten hinein in das grelle Licht. Er hatte die linke Hand noch hochgerissen und so seine Augen geschützt, und er vernahm das wilde Lachen.
Suko ließ die Linke sinken.
Mit Schrecken erkannte er, dass er keinen Erfolg gehabt hatte. Er sah sogar noch die Kugel. Sie steckte in dem Körper und glühte wie ein strahlender Stern.
Aber sie verglühte auch. Dieser Hitze machten geweihte Silberkugeln nichts aus.
Was dann?
Suko dachte an seine Dämonenpeitsche. Sicher, er hätte damit schlagen können, aber würde dieses nicht irdische Feuer nicht auch die Riemen verbrennen?
Einen Beweis dafür hatte er nicht, dennoch bestand die große Gefahr, dass er seine Peitsche verlor.
Jemand sprang ihn von der Seite her an. Es war eine Frau mit blonden Haaren. Sie wollte dem Chinesen die Fingernägel durch das Gesicht ziehen. Suko schleuderte sie von sich, hatte wieder freie Bahn und sah das Skelett jetzt über sich.
Wie ein Stern strahlte es. In der gleißenden Helligkeit waren die Umrisse überdeutlich zu sehen. Nichts Menschliches mehr war an dieser Person. Das Licht umgab sie wie ein Mantel.
»Ich komme!« schrie sie.
Suko schoss wieder.
Zwei Kugeln sah er noch verglühen, sie konnten dieses Wesen einfach nicht stoppen.
Vielleicht der Stab.
Mit gewaltigen Sätzen jagte Suko zur Seite. Er brauchte jetzt Zeit, um seine stärkste Waffe hervorholen zu können, und er hörte gleichzeitig einen fürchterlichen Schrei.
Der Inspektor stoppte, schaute nach links, zog den Stab hervor, und seine Augen wurden groß…

***

Ich war gefallen, lag auf dem Rücken und kam mir so verdammt hilflos vor. Das wusste auch meine Gegnerin. Sie, die im Lichterglanz der Hölle vor mir stand, schaute auf mich herab, und ich sah vor ihrem Totenschädel die Knospe der Rose.
Im Gegensatz zu dem gleißenden Licht erstrahlte sie in einem kräftigen Rot, das mich blendete.
»Schau her!« schrie sie. »Schau her! Du wirst die Kraft der

Teufelsrose zu spüren bekommen. Sie hat mein Leben erhalten, deines aber wird sie nehmen, das verspreche ich dir. Sie ist eine Züchtung des Satans, sie hat mich gerettet, sie wird mich weiterhin begleiten.«

Kaum hatte Dorothy das letzte Wort ausgesprochen, als sie die Rose zum ersten Mal aus den Händen gab.

Die Blume.

Ihr Weg war genau vorgezeichnet, denn sie trudelte genau auf mich zu und konnte mich einfach nicht verfehlen.

Gab es eine Chance?

Ja, das Kreuz!

Die Rose stammte aus der Hölle, das Kreuz nicht. Es bekämpfte das Böse, und ich hielt diesen wertvollen Talisman der fallenden Blume entgegen.

Im nächsten Augenblick trafen sie aufeinander!

***

Meine linke Hand hatte noch gezuckt. Es war ein Reflex gewesen, um die Rose aufzufangen. Im letzten Augenblick hatte ich die Hand wieder zurückgezogen und stattdessen die rechte in die Höhe gedrückt.

Das Kreuz stoppte die Rose. Es konnte sie natürlich nicht halten, sie rutschte ab, aber da hatte ich mich bereits so gedreht, dass ich mein Kreuz auf die Blume drücken konnte, als sie den Boden berührte.

Der Schrei war schlimm.

Ausgestoßen hatte ihn Dorothy Lockhead, und er wuchs zu einem regelrechten Inferno an, als er in meinen Ohren gellte. Ich wusste nicht, wohin ich zuerst schauen sollte, und entschied mich für die Rose.

Sie verging.

Die Macht des geweihten Kreuzes, vielleicht auch die Weihe der Erzengel zerstörten das, was einmal böses Leben gebracht hatte.

Zerdrückt war die Knospe, rechts und links der Kreuzbalken schoben sich die Blätter hervor, die allmählich ihre satte rote Farbe verloren und blass wurden.

Erst weiß, dann grau und schließlich schwarz. Bis sie nur noch verkohlt waren.

Ich richtete mich auf.

Das Skelett schrie nicht mehr, aber ich kam gerade richtig, um zu sehen, wie das Licht verschwand. Ein Vorgang wie bei der Rose, denn auch hier änderte sich die Farbe, da die Helligkeit vom flackernden Fackellicht aufgesaugt zu werden schien.

Das Skelett stand noch.

Es sah aus wie immer, hatte seine Arme rechts und links des Knochenkörpers nach unten sinken lassen, und doch war es irgendwie

anders als noch vor einigen Minuten.

Es kam mir schlaff vor, ohne magische Energie, auch ohne Willen.

Als ich aufstand, ließ ich es ebenfalls nicht aus den Augen, dennoch traute ich dem Frieden nicht.

Hilfreiche Hände stützten mich. Ich drehte den Kopf und sah Suko hinter mir.

»Das haben wir geschafft!« flüsterte er. »Auch das andere Licht ist zusammengebrochen.«

»Meinst du?«

»Bestimmt.«

Nein, es war noch nicht zu Ende. Das letzte Drama lagnoch vor uns. Und es spielte sich zwischen den beiden Lockheads ab. Thelma Lockhead war es, die anfing und auf ihre Ahnherrin zulief.

Dabei schleiften ihre Füße über den Boden. Jeder machte ihr Platz, sogar wir traten zur Seite, denn wir ahnten, dass dies eine Sache zwischen den beiden war.

»Dorothy!« röhrte Thelma. »Dorothy…« Ihr Gang wurde schleppender. Sie war wieder ein Mensch geworden, wirkte aber alt und grau im Gesicht. Wir konnten zuschauen, wie die Haut runzeliger wurde und schrumpfte.

»Die hat es voll erwischt«, flüsterte Suko.

Ich widersprach nicht, wir konnten auch nicht mehr eingreifen.

Was es jetzt noch gab, mussten die beiden unter sich ausmachen.

»Ich bin jetzt bei dir«, sagte Thelma. »Ich werde dich… Du hast mich verraten. Ich spüre, wie mein Leben aus dem Körper rinnt, aber ich will nicht so werden wie du. Ich will nicht sterben, nicht für alle Ewigkeiten eingeschlossen sein. Nein!« Sie schüttelte den Kopf, ging weiter, und ihre Ahnherrin tat nichts, um sie aufzuhalten.

Dorothy stand steif auf dem Fleck, schaute ihr entgegen und war ohne Blume.

Noch zwei, drei Schritte, dann mussten die beiden Frauen zusammentreffen. Auch die übrigen Mitglieder des Clans wagten kaum zu atmen. Sie standen da, starrten, staunten, und auf ihren Gesichtern hatten sich der Unglaube und das Nichtbegreifen ausgebreitet.

Durch die Zerstörung der Rose mussten sie aus dem Bann befreit worden sein. Besser hatte es für sie nicht laufen können. Nur eben die eine konnte den Bann nicht abschütteln.

»Du hast uns in die Irre geführt…« Thelma brachte die Worte nur mehr stockend hervor, denn auch ihre Stimme hatte sich verändert.

Sie war alt geworden, brüchig und passte zu dem greisenhaften Aussehen, das die Frau mittlerweile angenommen hatte.

Wie eine Hundertjährige kam sie uns vor, aber sie hattedennoch die Kraft, die Arme zu heben um sich am Umhang festzuhalten.

Was keiner geschafft hatte, brachte sie fertig!

Mit einem wütenden Ruck schleuderte sie den Umhang zur Seite, stützte sich mit den Ellenbogen auf den Knochenschultern des Skeletts ab und brachte mühsam die nächsten Worte hervor.

»Getäuscht hast du uns. Du Verdammte hast uns alle getäuscht und mir das Leben genommen. Ich werde älter, ich werde vergehen oder leben, wie du gelebt hast, aber die Rose ist zerstört, und deshalb will ich auch dich zerstören, Lady Dorothy Lockhead.«

Thelma besaß nur noch ihre Hände als Waffen. Die setzte sie auch ein. Mühsam brachte sie ihre Hände an die Kehle ihrer Ahnherrin.

Die Finger klammerten sich eisenhart fest, und es sah so aus, als wollten sie nie mehr loslassen.

Dorothy tat nichts. Sie blieb zuerst stehen und kippte dann steif nach hinten, als der Druck der vor ihr stehenden Person immer stärker wurde.

Gemeinsam krachten sie zu Boden.

Thelma fiel auf ihre Ahnherrin. Sie drückte mit dem vollen Körpergewicht gegen die Knochen, hielt weiterhin den skelettierten Hals umklammert und verging immer mehr.

Das Fleisch und die Haut lösten sich auf. Schon schimmerten auch bei ihr die ersten Knochen durch, und wir alle waren Zeuge, wie sie ebenfalls zu einem Skelett wurde.

Niemand sprach mehr.

Das Grauen hielt unsere Kehlen fest verschlossen. Es weilte als unsichtbarer Gast zwischen uns und sorgte im Verein mit den schwarzmagischen Kräften dafür, dass beide vergingen.

Die Frauen wurden zu Staub.

Während sich auch die Knochengestelle auflösten, hielten sie sich noch umklammert.

Jeder hörte das leise Knacken und Knirschen und auch das rumpelnde Geräusch, als Thelmas Schädel abfiel und noch ein Stück über den Boden rollte.

Dann wurde es still.

Irgendjemand sagte: »Mein Gott, mein Gott, ich will hier raus!«

Und das wollten auch wir…

***

Suko und ich mussten noch einen Tag in Lauder bleiben. Es hatte sich alles blitzschnell herumgesprochen. Die meisten Menschen waren entsetzt, dass es so etwas in ihrer Nähe überhaupt gegeben hatte, und auch meine Eltern konnten es nicht fassen, als wir bei einem kräftigen Schluck mit ihnen den Fall noch einmal durchgingen.

»Aber jetzt ist der Fluch doch gelöscht?« fragte meine Mutter.

»Das ist er.«

»Und auch ohne mein Zutun«, meldete sich ein weiterer Gast, der

zwischen uns saß.

Es war Sergeant McDuff. Er hatte es im Krankenhaus nicht länger ausgehalten. Man gab ihm Urlaub auf eigene Verantwortung, aber einen Whisky oder auch zwei hatte ihm niemand verboten.

Es wurde spät in der Nacht, dennoch schlief ich nicht besonders.

Die letzten erlebten Abenteuer spukten in meinem Kopf herum, und ich dachte besonders intensiv an den Würfel, der sich nun in den Händen des Spuks befand.

Was konnte er nicht alles damit anstellen?

Aber es gab auch Hoffnung. Hatte der Eiserne Engel nicht etwas von einer Überraschung erzählt?

Ich war gespannt, ob er sich nicht irrte.

Irgendwann wurde mein Schlaf ruhiger. Das war auch nötig. Auf mich wartete London, sicherlich auch einige neue Fälle…

ENDE